Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Mit den Waffen.

Roman

von

Friedrich Friedrich.

Zweiter Band.

Leipzig=Berlin.
Verlag von Wilhelm Friedrich,
Königlicher Hofbuchhändler.
1885.

Erstes Kapitel.

Tilly's Erbitterung auf Bruno wurde noch dadurch gesteigert, daß dieser seine Schwester jeden Abend vor dem Hause der alten Räthin erwartete und heimbegleitete. Er sah keine Möglichkeit, sich Marie zu nahen, und seine Gedanken beschäftigen sich mit ihr mehr denn je, denn Kalinka hatte Wort gehalten und ihm ein kleines, zwar flüchtig gemaltes, aber vortrefflich gelungenes Bild des Mädchens gebracht.

Um seinen Haß gegen Bruno nicht offen zu verrathen und sich durch denselben nicht zu einer unüberlegten Handlung hinreißen zu lassen, wählte er einen anderen Weg, um den Armen zu peinigen. Er hatte an allen Uebungen Bruno's etwas auszusetzen, er sagte ihm dies nicht selbst, sondern machte dem Unteroffizier Vorwürfe. Er wollte in demselben einen Groll gegen Bruno erwecken und dies gelang ihm nur allzu gut.

Eine schwere, schwere Zeit war für Bruno hereingebrochen. Vergebens nahm er alle Kräfte zusammen und ließ sich nicht das geringste Versehen zu Schulden kommen, dies Alles schützte ihn nicht gegen die härteste und ungerechteste Behandlung durch den Unteroffizier. Denn kaum hatte dieser wahrgenommen, daß ein Lächeln über Tilly's Gesicht hinglitt, wenn er Bruno peinigte, so bot er Alles auf, sich das Wohlwollen seines Vorgesetzten zu erwerben, denn er wußte zugleich, daß es demselben auf eine handvoll Geld nicht ankam, wenn ihm ein Dienst erwiesen wurde.

Bruno litt entsetzlich, mehr als einmal drohte er zusammenzubrechen, und nur der Gedanke an seine Schwester und seinen Vater hielt ihn aufrecht. Er wußte, weshalb er gepeinigt wurde, das höhnende, lächelnde Gesicht Till's verrieth ihm dies deutlich genug. Er faßte mehr als einmal den Entschluß, dem Elend dadurch ein Ende zu bereiten, daß er eine Beschwerde einreichte. Er kannte den strengen und gerechten Sinn des Oberst und wußte, daß derselbe jede Mißhandlung eines Soldaten auf das Strengste bestrafte, aber die Beschwerde ging zunächst durch die Hände des Unteroffiziers und des Lieutenants, und konnte er auf die Zeugen, die seine Mißhandlung täglich sahen, sich verlassen? Konnte er das, wodurch er gepeinigt wurde, als Mißhandlung bezeichnen? Täglich mußte er allein Uebungen, die er tadelloser als

all seine Kameraden ausführte, nachmachen, oft stundenlang, bis er fast zusammenbrach; konnte er beweisen, daß dies nur geschah, um ihn zu peinigen? Konnten diejenigen, die er anklagte, nicht behaupten, daß er Fehler gemacht habe? Für ihn gab es keine Beweise. Wohl hätte er anführen können, weshalb Tilly ihn hasse, aber er war fest entschlossen, den Namen seiner Schwester nicht zu nennen, denn ihr Ruf war ihm heilig.

Marie sowohl wie seinem Vater fiel die Blässe seines Gesichtes auf, es entging ihnen nicht, daß er fast sichtbar zusammenbrach und seine geistige Spannkraft mehr und mehr wich, er verrieth nichts und schützte vor, daß er sich nur angegriffen fühle.

Mehrere Wochen waren so vergangen. Tilly's Erbitterung hatte den höchsten Grad erreicht, denn das ihm von Kalinka empfohlene Mittel erwies sich als wirkungslos. Er hatte den Einjährigen bis aufs Blut peinigen lassen, aber nach wie vor holte derselbe jeden Abend seine Schwester von der Räthin ab, und wenn er dienstlich verhindert war, dann blieb Marie zu Hause. Er klagte Kalinka, daß dessen Rath nicht geholfen habe.

„Bester Freund, von der Vorzüglichkeit des Mittels, welches ich Ihnen empfohlen habe, bin ich noch fest überzeugt," entgegnete der Maler lachend. „Wenn Sie dasselbe in zu kleinen oder zu milden Dosen an-

wenden, bleibt es wirkungslos wie jedes Mittel. Sie wagen nicht entschieden genug vorzugehen, weil Sie den Oberst fürchten, daß konnte ich jedoch nicht voraussetzen."

„Ich fürchte Niemand!" rief der Lieutenant gereizt. „Der Oberst liebt mich nicht, aber er hütet sich doch, mir entgegenzutreten."

„Natürlich, weil fast alle Ihre Kameraden auf Ihre Kosten leben! Kein Regiment wünscht einen so reichen Offizier zu verlieren."

Ueber Tilly's Gesicht glitt ein genugthuendes Lächeln hin, die Worte schmeichelten ihm. Sie hallten aber auch in ihm wieder, als er am folgenden Tage auf dem Exerzierplatze den Uebungen beiwohnte. Bruno's Züge erinnerten ihn an Marien's Gesicht. Der Verhaßte stand noch immer fest und gerade in Reih und Glied, wenn seine Wangen auch blasser geworden waren. Hatte der Maler ihm nicht gesagt, daß er das ihm empfohlene Mittel nicht in zu kleinen Dosen anwenden dürfe? Ein tückisches Lächeln glitt über sein Gesicht hin.

„Der Einjährige Soltau scheint die Uebungen immer noch nicht begriffen zu haben!" herrschte er den Unteroffizier an. „Wie geht es zu, daß Sie ihm dieselben nicht beigebracht haben? Lassen Sie ihn heute nachexerzieren, ich werde zugegen sein, um mich zu überzeugen, ob Sie Ihre Schuldigkeit thun."

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!" lautete die Antwort des Unteroffiziers. Er brachte die Worte nur mit Mühe hervor, denn es kochte in ihm. Der lautgesprochene Tadel erbitterte ihn, aber sein ganzer Groll richtete sich auf den Unglücklichen, der denselben hervorgerufen hatte.

Tilly stand dicht vor der Front, kaum zwei Schritt von Bruno entfernt, er blickte denselben halb drohend und halb höhnend an, aber Bruno hielt den Blick aus, nicht mit Trotz, sondern mit dem dumpfen Muthe des Unglücks, der sich an dem Gedanken, daß es nicht schlimmer mehr werden könne, aufrecht zu halten versucht.

Die Uebungen waren beendet, die Soldaten begaben sich in die Kaserne, nur Bruno, der Unteroffizier und Tilly blieben auf dem Exerzierplatze zurück.

Bruno stand erschöpft, regungslos da Er wußte, weshalb er gepeinigt wurde, er wußte, daß ihm Unrecht geschah, denn tadellos hatte er die Uebungen gemacht, aber die Strenge der Disziplin gestattete ihm kein Wort, keine Rechtfertigung. Sie verlangte Gehorsam, mochte das Unrecht, welches an ihm verübt wurde, auch zum Himmel schreien, mochte sein besseres Gefühl, die Ehre sich noch so mächtig in ihm aufbäumen. Vielleicht war es nur die Absicht, ihn zum Ungehorsam zu verleiten, um ihn die ganze Strenge der Strafe fühlen zu lassen. Er beherrschte sich und blieb ruhig.

Nicht zwei Minuten wurden ihm zur Erholung gegönnt. Der Unteroffizier knirschte vor Wuth, weil auch seine Zeit durch das Nachexerzieren in Anspruch genommen wurde. War es nicht zugleich eine Strafe für ihn selbst? Mit schonungsloser Härte ließ er Bruno die Uebungen machen, unausgesetzt, ohne ihm Ruhe zu gönnen.

Die Kräfte des Unglücklichen begannen nachzulassen, sein Schritt verlor die Sicherheit, seine Arme erlahmten. Es dunkelte vor seinen Augen und er mußte alle Kraft aufbieten, um sich zusammenzuraffen.

Mit lächelndem Gesicht hatte Tilly zugeschaut.

„Der Herr Einjährige scheint die Uebung: Gewehr auf! immer noch nicht begriffen zu haben, ich werde sie ihm beibringen!“ rief er und gab dem Unteroffizier mit der Hand ein Zeichen, zurückzutreten. „Ich werde zählen und sehen, wann der Herr, der sich zu den Schriftgelehrten zählt, die einfache Uebung begreift. Aufgepaßt!“

Er kommandirte: „Gewehr auf und Gewehr ab!“ Bruno mußte dies wiederholen, wieder und wieder, und der Lieutenant zählte mit seiner etwas heiseren und schnarrenden Stimme und schien sich zu amüsiren, wie die Bewegungen des Gepeinigten immer unsicherer und erschlaffter wurden.

„Einundfünfzig — zweiundfünfzig,“ zählte er. „Zum Kukuk! Aufgepaßt!“

Bruno wankte, das Gewehr entfiel seinen Händen, ohnmächtig brach er zusammen.

Der Unteroffizier sprang bestürzt hinzu.

„Er stirbt!“ rief er, als er das bleiche Gesicht des Daliegenden bemerkte.

„Lächerlich,“ rief Tilly, der nicht zeigen mochte, daß auch er durch die Ohnmacht beunruhigt war. Sein Auge glitt über den Platz hin, denn die Befürchtung, daß einer seiner Vorgesetzten kommen könne, trieb ihm das Blut in die Schläfen. Es kam Niemand. An dem Gitter, welches den Platz umgab, stand eine Anzahl Menschen, es drang ein unwilliges Murren in sein Ohr, er hörte Drohungen. Er warf einen verächtlichen Blick auf die am Gitter Stehenden — pah! es waren nur Civilisten, dann wendete er das Auge wieder auf sein Opfer.

„Lächerlich! Er athmet ja!“ wiederholte er. „Bringen Sie ihn in die Kaserne, und wenn er sich erholt hat, schicken Sie ihn heim!“

Er reckte sich und schritt langsam, als ob er eine Heldenthat ausgeführt habe, der Kaserne zu.

Eine halbe Stunde später schritt Bruno langsam der Wohnung seines Vaters zu. Mit Mühe hielt er sich aufrecht, sein Gesicht war so blaß, daß die Leute stehen blieben und ihm nachsahen. Als er in das Zimmer trat und seine Schwester ihn erblickte, sprang sie bestürzt auf.

„Bruno, was ist geschehen?“ rief sie.

„Nichts — nichts,“ gab er mit matter Stimme zur Antwort und wandte das Gesicht ab, um seiner Schwester nicht in die Augen zu sehen. „Ich bin....“ Er konnte seine Worte nicht beenden, denn ein heftiger Blutsturz drang aus seinem Munde. Fast ohnmächtig sank er auf einen Stuhl.

„Allmächtiger Gott!“ schrie Marie erschreckt auf umfaßte den Bruder, dessen Kopf matt, kraftlos an ihre Brust sank.

Ein neuer Blutsturz erfolgte.

Das geängstigte Mädchen rief laut um Hilfe, da sie allein nicht im Stande war, dem Kranken Hilfe zu leisten.

Nachbarn eilten herbei und halfen, Bruno in sein Schlafzimmer zu bringen und auf seinem Bett niederzulegen. Ein Bote eilte zum Arzte, ein zweiter zu Bruno's Vater, beide betraten fast gleichzeitig das Haus.

Es stand schlimm um Bruno, der kaum im Stande war, einige Fragen des Arztes mit schwacher Stimme zu beantworten. Jedes Wort schien ihm heftige Schmerzen zu bereiten. Der Arzt, der seine Brust aufs Sorgfältigste untersucht hatte, empfahl ihm die größte Ruhe und untersagte alles Sprechen. Er verhehlte dem Vater nicht, daß bei der geringste Anstrengung ein neuer Blutsturz erfolgen könne und

dann das Leben des Kranken in ernstester Weise bedroht sei.

Soltau und Marie wichen nicht von dem Lager des Kranken. Bruno lag regungslos mit geschlossenen Augen da, das Athmen schien ihm Schmerzen zu bereiten, denn sein Gesicht verzog sich oft. Seine Augen lagen tief, seine Wangeu waren eingefallen, er schien um Jahre gealtert zu sein. Wenn er seine Augen öffnete, war sein Blick müde, traurig. Langsam streckte er seinem Vater die Rechte entgegen, ein schwaches Lächeln glitt über sein Gesicht hin, als ob er durch dasselbe beruhigen wollte.

Das stille, bescheidene Glück der kleinen Familie war durch einen heftigen Sturm heimgesucht. Der volle Sonnenschein des Glückes war nie auf das Haupt des Korrektors gefallen, aber er war genügsam gewesen. Hatte er doch in seinen beiden Kindern ein Glück gehabt, welches sein ganzes Herz ausgefüllt. Sie waren seine Freude und für sie hatte er zu erringen gesucht, was ihm selbst versagt gewesen war.

Nun rüttelte das Geschick auch an diesem Glücke! Kein Wort der Klage kam über seine fest aufeinander gepreßten Lippen, starr, regungslos blickte er vor sich hin, aber in ihm bäumte es sich wild auf. Was hatte er verschuldet, daß dieser neue Schlag ihn traf? War sein ganzes Leben nicht aufgegangen in der strengen Erfüllung seiner Pflicht und der Sorge für seine Kinder?

Er hatte sich oft elend gefühlt, er hatte sich nach einem einzigen freien Tage gesehnt, nach einem einzigen Tage, an dem er sich sagen könne, daß er nichts versäume, er hatte diesen Tag nie erlebt und sich geduldig gefügt.

Der Abend war hereingebrochen. Marie hatte sich in das Wohnzimmer zurückgezogen, um sich ausweinen zu können, ohne den Bruder, der bei dem leisesten Geräusche die Augen aufschlug, zu stören. Bei ihr hatte das Recht der Jugend sich geltend gemacht, sie war mit Thränen in den Augen eingeschlafen.

Soltau bemerkte es, als er sich leise von dem Bette seines Sohnes erhob, um nach seiner Tochter zu sehen. Er gönnte ihr den Schlaf. Ebenso leise kehrte er zurück und ließ sich wieder auf dem Stuhle neben dem Bette des Kranken nieder. In seine Augen kam keine Müdigkeit.

So schwand die Nacht, langsam — langsam. Der Kranke schlief nicht, wenn er auch regungslos dalag. Und Soltau schlief noch weniger. Er hörte, wie es stiller und stiller auf der Straße wurde. Jeder Glockenschlag drang deutlich in sein Ohr. Er zählte die Viertelstunden und er hätte auch die Minuten zählen können.

Nur einmal in seinem Leben hatte er eine so bange, lange Nacht durchlebt, als er an dem Bette seiner schwer erkrankten Frau gesessen. Mit bangem Sehnen hatte er den ersten Strahl des Frühroths

erwartet, und als derselbe endlich in das Zimmer gedrungen war, hatte er das blasse Gesicht einer soeben Entschlafenen beschienen.

Diese schwere Stunde stand deutlich vor ihm, er fürchtete sich vor dem hereinbrechenden Morgen. Wenn derselbe ihm auch den Sohn raubte! Er konnte es nicht denken und preßte leise, verzweiflungsvoll die Hand auf die Stirn.

Aber der neue Tag war ihm gnädiger gesinnt; als er kaum zu dämmern begann, verrieth das wenn auch kurze, doch ruhigere Athmen des Kranken, daß er schlief.

Vorsichtig, leise erhob er sich und trat in das Wohnzimmer. Auf dem Tische stand noch die brennende Lampe, aber ihr Licht erschien gelb und schwach gegen das des hereinbrechenden Tages. Marie war im Schlaf von dem Sessel, auf dem sie gesessen, hinabgeglitten, nur ihr Kopf lehnte noch auf dem Sitze.

Er ließ das Auge auf dem schlafenden Kinde ruhen. Das Bangen, unter dem es eingeschlafen war, schien noch auf seinen Zügen zu ruhen. Es drängten sich Thränen in seine Augen.

Da fuhr Marie erschreckt empor und strich mit der Hand über die Stirn hin. Sie schien nicht zu wissen, daß sie lange, lange geschlafen hatte, erstaunt blickte sie sich um, sie begriff das hereinbrechende Morgenlicht nicht, verwirrt sah sie ihren Vater an.

„Wo ist Bruno?“ fragte sie — das war ihr erster Gedanke.

Mahnend streckte Soltau die Hand aus.

„Still — still! Er schläft!“ sprach er leise.

Marie sprang empor.

„Ich habe geschlafen!“ rief sie mit gedämpfter Stimme, halb verwirrt und halb unwillig über sich selbst.

„Ja, Kind! Es ist gut, daß Du geschlafen hast,“ erwiderte Soltau und strich beruhigend seiner Tochter über das weiche Haar hin.

„Und wer hat bei Bruno gewacht?“ fragte Marie.

„Ich habe es gethan, Kind! Sei still — still — er schläft jetzt!“

„Weshalb hast Du mich nicht geweckt, damit ich Dich ablöse?“ fuhr Marie fort.

„Wozu? Ich würde doch nicht geschlafen haben, und es genügte, daß Einer bei Bruno wachte, denn er hat die Nacht fast regungslos verbracht.“

„Vater, ist Gefahr bei Bruno vorhanden?“ fragte Marie mit leiser Stimme.

Der Korrektor zögerte mit der Antwort, ein Seufzer rang sich aus seiner Brust.

„Ich hoffe, daß er genesen wird; freilich wird er sich lange, lange Zeit schonen und hüten müssen,“ sprach er dann. „Hat er Dir gesagt, wodurch es hervorgerufen ist?“

Marie schüttelte den Kopf.

„Ich wagte nicht, ihn zu fragen," entgegnete sie, „er konnte nicht sprechen!"

Soltau forschte nicht weiter. Er ließ sich auf einem Stuhle nieder und blickte starr vor sich hin.

Sollten die Uebungen ihn zu sehr angestrengt haben? Er hatte nie darüber geklagt.

Dann schrieb er einige Zeilen an den Dr. Rüling, in denen er das Unglück, welches seinen Sohn betroffen hatte, mittheilte und hinzufügte, daß er an diesem Tage nicht in die Redaktion kommen könne, um die Korrekturen zu lesen.

Während Soltau und Marie noch keine Ahnung hatten, wie Bruno gepeinigt war, war schon am Abende zuvor in der Stadt erzählt, in wie empörender Weise ein Einjähriger durch den Lieutenant von Tilly und einen Unteroffizier behandelt sei. Es war erzählt, daß der Lieutenant den Erschöpften zweiundfünfzig Mal dieselbe Uebung habe machen lassen, bis derselbe ohnmächtig niedergesunken sei.

Der Dr. Rüling hatte es schon am Abende zuvor in einer Weinstube gehört und war von Bekannten aufgefordert, das Geschehene in seiner Zeitung zu bespechen. Er hatte dies vor der Hand abgelehnt, aber versprochen, sehr genaue Nachforschungen anzustellen. Aus langjähriger Erfahrung wußte er, wie leicht solche Mittheilung durch Weitererzählen entstellt wurde,

und wie häufig sogar Augenzeugen übertrieben, um sich selbst dadurch eine größere Wichtigkeit beizulegen.

Das Erzählte hatte ihn indessen unablässig beschäftigt, und auf dem Heimwege hatte er die Schritte, die er sofort am folgenden Morgen thun wollte, überlegt.

Als er zeitig am Morgen in das Redaktionszimmer trat, fand er bereits den Brief seines Korrektors vor. Als er ihn gelesen, war er keinen Augenblick im Zweifel, daß der Sohn seines Korrektors der Unglückliche sei, der so schändlich mißhandelt war. Derselbe diente als Einjähriger, Tilly war sein Lieutenant — er konnte kaum noch zweifeln. Er erschrak, denn er schätzte Soltau, der ihm so lange Jahre treu gedient hatte, hoch, und er kannte auch Bruno. Ohne Zögern begab er sich nach dem Hause seines Korrektors.

Soltau sprang erstaunt auf, als er seinen Herrn in das Zimmer treten sah.

„Soltau, was ist geschehen?" fragte Rüling.

Der bekümmerte Vater theilte mit, was er wußte; die Angst, die sich in seinen Zügen aussprach, verrieth deutlich, wie schlimm es mit seinem Sohne stand.

„Hat er nicht gesagt, wodurch der Blutsturz hervorgerufen ist?" forschte Rüling.

„Nein — er darf nicht sprechen — jedes Wort scheint ihm die größten Schmerzen zu bereiten."

„Sie wissen es also nicht?“

Soltau schüttelte den Kopf.

„Ich befürchte, er hat sich bei den Uebungen zu sehr angestrengt, doch ich weiß es nicht. Ich wurde gerufen — als ich kam, war bereits Alles geschehen!“

Rüling trug Bedenken, dem Armen mitzutheilen, was er gehört hatte. Die Möglichkeit, daß Bruno der Mißhandelte nicht gewesen sei, war ja noch nicht ausgeschlossen.

Marie erzählte, daß ihr Bruder später als sonst vom Exerzieren heimgekehrt sei. Als er in das Zimmer getreten, sei sie über sein verändertes Aussehen und die Blässe seines Gesichts erschreckt aufgesprungen, kaum habe sie eine Frage an ihn gerichtet, so sei der Blutsturz erfolgt.

Rüling forschte nach dem Arzte, der gerufen sei. Derselbe war ein tüchtiger und zuverlässiger Mann, der Medizinalrath Borchers.

Während Rüling den bekümmerten Vater zu beruhigen suchte, trat ein junger Militärarzt in das Zimmer; es war der Assistenzarzt Holbach. In ziemlich lauter und kecker Weise theilte er mit, daß er von dem Lieutenant von Tilly ersucht sei, nach dem Befinden des Einjährigen Soltau, der am Tage zuvor beim Exerzieren von einem Unwohlsein betroffen sei, zu sehen.

Rüling kannte Holbach und wußte, daß derselbe zu Denen gehörte, die sich den Champagner schmecken ließen, den Tilly bei jeder Gelegenheit in reichlichster Weise zum Besten gab.

Soltau erwiderte, daß es seinem Sohne sehr schlecht ergehe.

„Das Unwohlsein hat sehr schlimme Folgen gehabt," sprach Rüling. „Der junge Mann hat einen wiederholten Blutsturz gehabt."

„Ich habe es gehört, deshalb komme ich, um ihn zu untersuchen," fuhr Holbach fort. „Wo ist der Kranke? Ich vermuthe, Sie hegen größere Befürchtungen, als nöthig ist. Seine Brust war freilich nicht sehr kräftig."

„Um so mehr hätte er geschont und vor Ueberanstrengung gehütet werden müssen," bemerkte Rüling.

„Wer sagt, das dies nicht geschehen ist?" warf der Assistenzarzt keck ein. „Wollen Sie dies behaupten?"

Es lag etwas Herausforderndes in seinem Tone.

„Ich behaupte es, und die Untersuchung wird es feststellen," gab Rüling zur Antwort.

„Welche Untersuchung?" fragte Holbach; die entschiedenen Worte Rülings schienen ihn etwas unsicher zu machen. „Zunächst werde ich den Kranken untersuchen."

„Er schläft jetzt," bemerkte Soltau besorgt.

„Führen Sie mich zu ihm," sprach Holbach mit lauter, befehlender Stimme.

Soltau gehorchte und geleitete ihn in das Zimmer, in welchem der Kranke lag. Dieser schlug die Augen auf.

Auf dem Gesichte des Assistenzarztes prägte sich doch ein Zug der Besorgniß aus, als er Bruno erblickte. Er richtete mehrere Fragen an ihn, welche der Kranke mit leiser, kaum hörbarer Stimme beantwortete. Dann untersuchte er die Brust.

„Der Zustand ist vorläufig nicht bedenklich," sprach er dann. „Ich werde einige Lazarethdiener mit einem Krankenkorbe schicken, um ihn in das Lazareth bringen zu lassen."

„Er soll fort von hier?" rief Soltau erschreckt.

„Gewiß. Er hat in dem Lazareth die beste Pflege, und dort kann ich ihm alle Aufmerksamkeit widmen."

„Ich lasse ihn nicht — ich lasse ihn nicht fort!" rief Soltau.

„Er ist Soldat," bemerkte Holbach kalt.

„Er wird hier auf das Sorgfältigste gepflegt werden," versicherte Rüling. „Er ist zu schwach, um die Anstrengung des Transportes zu ertragen."

„Darüber habe ich zu bestimmen," gab Holbach schroff zur Antwort. „Es ist für ihn keine Gefahr damit verbunden."

In diesem Augenblicke trat der Medizinalrath in

das Zimmer. Marie eilte ihm weinend entgegen und theilte ihm mit, daß ihr Bruder in das Lazareth gebracht werden solle.

„Wer will ihn dorthin bringen lassen?“ fragte Borchers eintretend.

„Ich,“ gab Holbach zur Antwort.

„Haben Sie den Kranken untersucht?“ forschte der Medizinalrath mit strengem Tone.

„Gewiß! Soeben.“

„Und Sie behaupten, der Transport werde ihm nicht nachtheilig sein?“

„Das ist meine Ueberzeugung.“

„Dann können Sie ihn nicht sorgfältig untersucht haben. Der Kranke bleibt hier!“

„Ich verlange nur, was meine Pflicht mir auferlegt.“

„Auch ich thue dies!“ rief Borchers unwillig. „Ich möchte nie wieder den Namen eines Arztes führen, wenn ich gestatten wollte, daß der Kranke einer solchen Gefahr ausgesetzt wird! Wollen Sie vielleicht die Verantwortung übernehmen? Ich werde sie von Ihnen verlangen!“

Der junge Assistenzarzt zuckte mit der Schulter.

„Wenn der Kranke hier bleibt, weise ich jede Verantwortung von mir,“ bemerkte er.

„Es wird in diesem Falle auch Niemand eine solche von Ihnen verlangen,“ gab der Medizinalrath zur

Antwort. „Ich bin zuerst zu dem Kranken gerufen — ich übernehme die Verantwortung.“

„Ich werde Anzeige erstatten, daß Sie sich der Ueberführung eines dem Militärstande angehörigen jungen Mannes in das Militärlazareth widersetzen,“ sprach Holbach.

„Thun Sie das, Herr Doktor!“ rief der Medizinalrath. „Und ich werde ein Kollegium erfahrener Aerzte zusammenberufen, um mir durch sie bestätigen zu lassen, daß die Ueberführung des Kranken ein unverantwortlicher Leichtsinn sein würde.“

Holbach warf den Kopf empor.

„Herr Medizinalrath, Ihre Worte sind beleidigend!“ rief er.

„Sie sind wahr, deshalb werde ich sie vertreten. Ich vertrete auch meine Bestimmung, daß der Kranke unter allen Verhältnissen hier und ungestört bleibt!“

Der junge Arzt verließ ohne Gruß das Zimmer.

Rüling erfaßte die Hand des Medizinalraths.

„Ich danke Ihnen — ich danke Ihnen!“ sprach er sichtbar erregt. „Bieten Sie Alles auf, was Ihre Wissenschaft vermag, ich bitte Sie, keine Mühe zu scheuen — ich bin Ihr Schuldner.“

„Seien Sie ruhig,“ wandte Borchers sich an die bleiche, bestürzte Gestalt Soltaus. „Ihr Sohn bleibt hier, an Pflege wird es ihm nicht fehlen, und was

in meiner Macht steht, das will ich für ihn thun. Nun wollen wir nach dem Patienten sehen."

Er ließ sich neben dem Bette nieder und erfaßte Brunos Hand. Ein langer, stummer, dankender Blick des Kranken traf ihn.

„Die unangenehme Scene hat Sie aufgeregt," sprach er mit weicher, theilnehmender Stimme. „Ich konnte sie Ihnen nicht ersparen, nun beruhigen Sie sich. Wenn Sie streng meinen Verordnungen folgen und sich ganz ruhig verhalten, nicht sprechen und sich auch nicht aufregen, dann bürge ich Ihnen, daß Sie genesen werden. Werfen Sie vorläufig Alles, was hinter Ihnen liegt, von sich, denn das hat Zeit, bis Sie wieder gesund sind. Es soll heute noch Niemand eine Frage an Sie richten. Ich werde Ihnen Tropfen verschreiben, die Ihre Schmerzen lindern, Sie werden auch darnach schlafen — Schlaf ist das Beste für Sie. Ihr Athmen ist schon etwas besser und ruhiger."

Er strich dem Kranken mit der Rechten leise über die blasse Stirn hin und erhob sich. Dann trat er mit Soltau und Rüling in das Wohnzimmer.

„Was soll ich thun, wenn mein Sohn dennoch in das Lazareth gebracht werden soll?" fragte Soltau mit geängstigter Miene.

„Warten Sie," gab der Medizinalrath zur Antwort.

Er ließ sich am Tische nieder, riß ein Blatt aus seinem Notizbuche und schrieb darauf:

„Ich untersage es auf das Strengste, daß ein Fremder zu dem Kranken tritt oder daß derselbe in irgend einer Weise belästigt wird. Eine Ueberführung des Kranken in das Lazareth ist in keinem Falle statthaft. Medizinalrath Borchers."

Er überreichte das Schreiben dem besorgten Vater.

„Wird die Militärbehörde Ihren Befehl respektiren?" warf Rüling ein.

„Ja. Sie wird es nicht wagen, eine so schwere Verantwortung auf sich zu nehmen," gab Borchers zur Antwort. „Wenden Sie sich an Ihren Bruder, der gerechte Sinn desselben wird jedes Unrecht verhüten."

Ueber das Gesicht des Dr. Rüling glitt ein schmerzliches Lächeln.

„Ich möchte an meinen Bruder nicht gern eine Bitte richten," bemerkte er.

„Also ist es doch wahr, daß Sie mit ihm verfeindet sind," warf der Medizinalrath ein.

„Nein, nicht verfeindet; aber die Verschiedenheit unserer Ansichten und vielleicht auch unserer Stellungen hat uns entfremdet. Ich glaube, es würde meinen Bruder unangenehm berühren, wenn ich die Bitte an ihn richte. Das möchte ich ihm ersparen."

„Dann werde ich es thun," fuhr der Medizinalrath fort. „Es ist vielleicht auch besser, denn ich habe die Verantwortung für den Kranken übernommen."

„Wissen Sie, wodurch der Blutsturz hervorgerufen ist?“ fragte Rüling.

„Nein, ich habe den Kranken noch nicht danach fragen mögen, denn vor Allem handelt es sich darum, seine Lunge zu schonen.“

„Ich werde Ihnen erzählen, was ich bereits gestern Abend gehört habe,“ fuhr Rüling fort und theilte mit, was er über Tilly vernommen.

„Empörend!“ rief Borchers. „Das wird Ihren Bruder am Meisten erzürnen; er ist unerbittlich streng in der Disziplin, aber ein enschiedener Gegner aller Mißhandlungen. Wissen Sie, weshalb der Lieutenant den Kranken so gepeinigt hat?“

„Nein. Vielleicht aus Uebermuth. Sie werden gehört haben, weshalb er vor einiger Zeit sein Pferd erschoß. ein solcher Mensch empfindet mit den Soldaten auch kein Mitleid.“

„Ich kann Ihnen den Grund nennen!“ rief Marie, aus einer Ecke hervorspringend, in der sie bis dahin, von beiden Männern unbemerkt, gesessen hatte. Ihre Wangen waren blaß, aber ihre Augen leuchteten unerschrocken.

„Sprechen Sie,“ drängte der Medizinalrath.

Marie erzählte, in welcher Weise der Lieutenant von Tilly sie wiederholt verfolgt hatte, wie er ihr selbst bis in das Zimmer nachgeeilt war und wie ihr Bruder sie von ihm befreit hatte.

„Marie, das ist wahr?“ rief Rüling.

Das Mädchen bestätigte dies.

„Erbärmliche Rache!“ rief Borchers. „Es ist mir lieb, daß ich dies erfahren habe — ich werde Alles Ihrem Bruder mittheilen. Kommen Sie!“

Zugleich mit dem Dr. Rüling verließ er das Zimmer.

Zweites Kapitel.

Der Oberst von Rüling schritt in seinem Zimmer langsam auf und ab. Wer ihn nicht näher kannte, hätte glauben können, er sei sehr ruhig, so gemessen waren seine Bewegungen. Nachsinnend hatte er das Auge auf den Boden geheftet, nur dann und wann richtete er den Kopf empor und dann zuckte es über sein Gesicht hin wie eine drohende Wolke.

Erbittert hatte er die Hand geballt. In ihm gährte und zehrte es.

Ein Freund war bei ihm gewesen und hatte ihm erzählt, welche Gerüchte in der Stadt über die Mißhandlung, welche der Lieutenant von Tilly einem Einjährigen hatte zu Theil werden lassen, umliefen. Er hatte der Erzählung keinen Glauben schenken wollen, aber doch den Entschluß gefaßt, eine strenge Untersuchung vorzunehmen. Dann war der Medizinalrath Borchers gekommen und hatte ihm die schlimmen Folgen der Mißhandlung, sowie den Grund derselben mitgetheilt.

Er war nie in seinem Leben so erregt gewesen. An der Wahrheit des Gehörten konnte er nicht mehr zweifeln. Eine namenlose Erbitterung über den Lieutenant von Tilly, dessen exzentrisches Wesen ihm schon so manche Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben, hatte ihn erfaßt. Ihm lag das Wohl der Soldaten in aufrichtiger Weise am Herzen, er war den Freiwilligen mehr zugethan, als er zeigen mochte, weil er die Bildung derselben anerkannte, er kannte Bruno, und das eifrige, bescheidene Wesen desselben hatte ihm von Anfang an gefallen, und nun war er gerade dem unverzeihlichen Uebermuthe des Lieutenant zum Opfer gefallen.

Er hatte es von jeher als Ehrensache aufgefaßt, daß in seinem Regimente Niemand eine gerechte Ursache zur Klage habe, und nun war ihm dies passirt! Er preßte die Zähne aufeinander, um seine Ruhe zu bewahren.

Verschiedene Umstände kamen hinzu, um seine Erbitterung zu steigern. Er konnte nicht zweifeln, daß Tilly von der Stellung, welche Marie bei seiner Mutter einnahm, Kenntniß gehabt hatte, dies hatte den Frechen nicht abgehalten, das Mädchen zu verfolgen. Es war ihm äußerst peinlich, daß das Geschehene dem Sohne eines Mannes passirt war, der in der Zeitung seines Bruders die Stellung als Korrektor einnahm. Er befürchtete, daß die Miß-

handlung in der Zeitung öffentlich besprochen werde, und er empfand dies im Voraus als eine Schmähung des Soldatenstandes, auf den er stolz war.

Er war entschlossen, dem Lieutenant gegenüber den ganze Strenge des Gesetzes obwalten zu lassen, und doch durfte er das Geschehene nicht als Mißhandlung anerkennen. Gegen sein besseres Gefühl glaubte er, es in Schutz nehmen zu müssen, um seinem Stande einen schweren Vorwurf zu ersparen. Es durfte nur als ein bedauernwerther Unfall im Dienst, höchstens als eine allzu große Strenge erscheinen.

Dies Alles wogte in ihm durch einander, und der Zwiespalt in seinem Innern fand keine Lösung, die ihm genügt hätte. Eins nur stand in ihm fest: auf seinen Stand durfte kein Vorwurf fallen.

Er erwartete den Lieutenant von Tilly, er hatte ihm genau die Zeit angegeben, wann er kommen solle, und wiederholt blickte sein Auge nach der Uhr. Er wünschte im Stillen, daß der Lieutenant später kommen möge, damit zu seiner übrigen Schuld auch noch die Unpünktlichkeit komme, aber kaum hatte die Wanduhr zum Schlagen ausgehoben, als der Diener eintrat und den Lieutenant von Tilly meldete.

Der Oberst gab dem Diener nur ein bejahendes Zeichen mit der Hand, er fühlte, daß er all seine Kräfte zusammennehmen müsse, um seine Ruhe zu bewahren.

Der Lieutenant trat rasch ein. Er grüßte vorschriftsmäßig und blieb neben der Thür stehen. Es lag in seiner ganzen Haltung, in seinen Mienen etwas Nachlässiges, Blasirtes, aber dasselbe hielt doch die Grenze inne, so daß ihn kein Vorwurf treffen konnte. Er wußte, was ihm bevorstand, trotzdem ließ er das Auge flüchtig durch das Zimmer schweifen und es zuckte ein leiser Zug der Geringschätzung um seinen Mund, denn die ganze Einrichtung erschien ihm lächerlich einfach.

Der Oberst hielt den Blick fest auf ihn geheftet. Es entging ihm dies Zucken nicht, er deutete es auch richtig, aber es berührte ihn nicht. Dies betraf seine persönlichen Verhältnisse, und er dachte nicht an sich, sondern an den Stand, den er zu vertreten hatte.

Hastig trat er auf den Lieutenannt zu und blieb zwei Schritte vor ihm stehen.

„Lieutenannt von Tilly, kennen Sie ein junges Mädchen, Namens Marie Soltau?“ fragte er.

Tilly zögerte einen Augenblick mit der Antwort. Er hatte den Entschluß gefaßt, Alles einzugestehen, was ihm leicht bewiesen werden konnte.

„Zu Befehl,“ erwiderte er.

„Sie haben wiederholt versucht, sich dem Mädchen auf der Straße zu nähern.“

„Ja.“

„Weshalb?“

Tilly zuckte leicht mit der Achsel.

„Ich interessirte mich für sie,“ gab er zur Antwort.

„Ein sonderbarer Weg, um sich einem anständigen jungen Mädchen zu nähern.“

„Ich kannte sie nicht genauer,“ bemerkte Tilly, und wieder zog er die Achseln leicht empor.

Der Oberst wollte fragen, ob er nicht gewußt habe, daß Marie seiner Mutter vorlese, aber er unterdrückte diese Frage, um jede persönliche Beziehung fern zu halten.

„Sie sind dem jungen Mädchen eines Abends bis in ihre Wohnung gefolgt?“

„Ja.“

„Weshalb?“

„Ich glaubte, in ihrem Benehmen eine Aufforderung dazu zu erblicken.

„Das ist nicht wahr! Es ist ein unbescholtenes, gebildetes junges Mädchen!“

„Es ist möglich, daß ich mich geirrt habe, ich glaubte das, was ich gesagt habe, bemerkt zu haben.“

„Der Bruder des jungen Mädchens ist zur rechten Zeit hinzugekommen und hat Sie aus der Wohnung gewiesen?“

„Dies ist vielleicht nicht ganz genau — ich will es indessen im Wesentlichen zugeben. Ich ging, um weiteren Auseinandersetzungen vorzubeugen.“

„Waren Sie in Uniform?“

„Nein.“

„Der Bruder des jungen Mädchens ist der Einjährige Soltau?“

„Ja.“

„Sie erkannten ihn sofort?“

„Ja.“

Der Oberst schwieg einen Augenblick, er preßte die Lippen aufeinander, denn die kecke Weise des Lieutenants empörte ihn noch mehr.

„Erzählen Sie mir den Vorgang auf dem Exerzierplatze,“ sprach er dann.

„Der Einjährige Soltau machte die Uebungen sehr nachlässig, ich befahl dem Unteroffizier, ihn nachexerzieren zu lassen,“ gab Tilly zur Antwort.

„Weiter. Sie blieben auf dem Platze?“

„Ja.“

„Weshalb?“

„Um mich zu überzeugen, daß mein Befehl auch ausgeführt werde.“

„Sehr eifrig! Weshalb zweifelten Sie, daß dies nicht geschehen werde?“

„Ich hielt es für meine Pflicht, mich von der pünktlichen Ausführung zu überzeugen.“

„Sie befürchteten vielleicht, daß der Unteroffizier zu milde verfahren könne, Sie wollten sich an dem jungen Mann rächen, weil er seine Schwester gegen

Ihre Zudringlichkeit in Schutz genommen und Sie aus der Wohnung geworfen hatte."

„Das war nicht meine Absicht."

„Schweigen Sie," unterbrach ihn der Oberst heftig. „Unter Ihrer Aufsicht mußte der Unteroffizier den jungen Mann bis zur Erschöpfung exerzieren lassen, doch das genügte Ihnen nicht, Sie selbst ließen ihn die Uebung „Gewehr auf!" einige fünfzig Mal machen Ist das richtig?"

„Er machte die Uebung nachlässig."

„Natürlich, weil er nicht mehr die Kraft besaß. Ist Ihnen das entgangen?"

„Ja."

„Dann bedauere ich, daß Sie als Offizier keinen schärferen Blick besitzen, ich bedauere noch mehr, daß Sie mir mit so dreister Stirne die Unwahrheit zu sagen wagen. Ihre Handlungsweise ist unverantwortlich und entehrend für den Stand, dem Sie angehören. Wenn Sie nicht die volle und verdiente Strafe trifft, dann schreiben Sie sich dies nicht selbst zu, denn Sie verdienen keine Schonung. Ich schäme mich, daß das Geschehene in die Oeffentlichkeit dringt, ich schäme mich, einzugestehen, daß solche ehrlose Rohheiten in meinem Regimente vorkommen können. Melden Sie sich bei dem Hauptmann zu einem vierzehntägigen Arrest und benutzen Sie die Zeit, um Ihre Entlassung aus dem Militairdienste nachzusuchen."

„Herr Oberst!“ fiel Tilly ein, denn dies hatte er nicht erwartet.

„Was wollen Sie?“ fragte der Oberst mit kalter, strenger Stimme. „Erscheint Ihnen dies zu hart? Wünschen Sie eine strenge Untersuchung? Gut, dann gebe ich Ihnen die Versicherung, daß Sie aus dem Stande, dem Sie wenig Ehre gemacht haben, ausgestoßen werden. Melden Sie sich zum Arrest.“

Er wandte dem Lieutenant den Rücken.

Tilly hatte die Lippen fest aufeinander gepreßt, er hatte Lust, dem Oberst seine Meinung offen zu sagen, zur rechten Zeit erinnerte er sich, daß er noch im Dienste stand. Mit der Achsel zuckend verließ er das Zimmer. Er lachte höhnend auf, als er aus dem Hause trat. Er sagte sich, daß er viel freier leben könne, wenn er nicht mehr im Dienste war, es ärgerte ihn jedoch, daß er gezwungen war, seinen Abschied zu nehmen. Sein ganzer Groll richtete sich auf den Oberst.

Sein Weg führte ihn an der Wohnung Kalinka's vorüber. Hastig sprang er die Treppe zu dem Maler empor, denn dieser hatte ihm den Rath ertheilt, den Bruder Mariens zu peinigen, um dessen Widerstand zu brechen.

„Ihr Rath hat sich vorzüglich bewährt!“ rief er mit erbittertem Tone, als er in Kalinka's Zimmer trat.

Der Maler stand vor der Staffelei. Er schien über Tillys Besuch wenig überrascht zu sein, denn

ruhig legte er die Palette und den Pinsel aus der Hand.

„Sagen Sie lieber, daß Sie ihn möglichst ungeschickt benutzt haben,“ erwiderte er.

„Lächerlich! Wie so?“

„Habe ich Ihnen gerathen, den unglücklichen jungen Mann so lange zu peinigen, bis er ohnmächtig niedersinkt und den Blutsturz bekommt?“

„Das konnte ich nicht voraussehen!“

„Ich glaube doch. Sie sind viel kräftiger, und doch vermuthe ich, daß Sie die Anstrengung nicht ertragen haben würden.“

„Lächerlich! Mich mit dem Menschen zu vergleichen!“

„Ich hörte bereits gestern Abend davon; es herrscht in der ganzen Stadt der größte Unwille.“

„Pah! Was gehen mich die Menschen an! Ordinäre Bürger!“

„Befürchten Sie nicht eine Untersuchung? Ihr Oberst soll sehr streng in solchen Sachen sein.“

„Komme soeben von ihm.“

„Nun?“

„Vierzehn Tage Arrest — soll meinen Abschied nehmen! Lächerlich!“

„Tilly, die Strafe läßt sich ertragen“, sprach Kalinka. „Ich habe Schlimmeres befürchtet. Sie haben mir ja öfter gesagt, daß Sie doch über kurz oder

lang Ihren Abschied nehmen würden, weil Sie dann ungebundener leben können."

„Es ärgert mich, daß ich meinen Abschied nehmen soll!"

„Sie können bei Ihrem Vermögen leben, wo Sie wollen."

„Ich bleibe hier."

„Weshalb? Ich glaube, die Residenz würde Ihnen viel mehr Zerstreuung bieten."

„Nein, ich bleibe hier, um den Oberst zu ärgern!"

„Hält Sie wirklich weiter nichts?" fragte Kalinka den Blick forschend auf ihn richtend.

„Ich wüßte nicht was", gab der Lieutenant zur Antwort, aber er hatte doch einen Augenblick gezögert.

„Sollte die Baronin keine Anziehungskraft au, Sie ausüben?

„Pah! Die ist mir zu kalt! — Aber Sie bringen mich auf eine Idee. Ich werde ihr ernstlich den Hof machen und sie heirathen. Ich werde dann ein großes Haus machen, werde alle meine jetzigen Kameraden an mich heranziehen, nur den Oberst nicht — ihm wird mein Haus verschlossen bleiben. Glauben Sie nicht, daß ihn das ärgern wird?"

„Gewiß," versicherte der Maler mit erzwungenem Lächeln. Er hätte den Lieutenant umbringen können. „Sie haben die Kleine also ganz aufgeben?"

Tilly zuckte mit der Achsel.

„Ja, denn jetzt habe ich noch weniger Hoffnung als je. Ihr Rath war verteufelt schlecht, Kalinka, Sie sind mir deshalb Genugthuung schuldig.“

„Mein Rath war gut, wenn Sie ihn nur befolgt hätten. Welche Genugthuung verlangen Sie? Eine blutige?“

„Lächerlich! — Sie wissen, daß ich mir aus dem Urtheile des dummen Publikums nichts mache, ich stehe über demselben, aber es kann doch unbequem werden. Man ist über mich empört, als ob ich den Menschen — ich meine den Freiwilligen — umgebracht hätte, in acht Tagen wird die Geschichte vergessen sein, wenn nicht etwas Besonderes dazwischen kommt. Stellen Sie das Bild des Mädchens nicht aus.“

„Weshalb nicht?“

„Der Kopf wird Aufsehen erregen, man wird ihn mit doppeltem Interesse betrachten, weil er das Mädchen darstellt, dessen Bruder auf dem Exerzierplatz ohnmächtig geworden ist, mein Name wird in die verfluchte Geschichte hineingeflochten werden, die Sache wird aufs Neue aufgerührt, weiter erzählt, entstellt; ich sehe voraus, daß meine Gegner dies benutzen, um mit zu schaden, und schließlich wird auch das Urtheil Derjenigen, welche jetzt für mich sind, gegen mich eingenommen.“

„Sie sehen zu schwarz. Es kennen wahrscheinlich nur Wenige das Mädchen.“

„Und wenn es Fünf kennen, so wissen es in zwei Tagen Hunderte! Sie dürfen das Bild nicht ausstellen!“

„Ihr Wunsch kommt zu spät, bester Freund; ich habe es bereits angemeldet.“

„Ziehen Sie die Anmeldung zurück.“

„Und welchen Grund sollte ich anführen?“

„Sagen Sie, es sei verkauft.“

„Ich müßte die Unwahrheit sagen und sie würde mir sehr schaden.“

„Ich kaufe es Ihnen ab!“ rief Tilly aufspringend.

„Bester Freund, Sie wissen, daß das Bild vorläufig nicht käuflich ist. Ich habe es für die Ausstellung bestimmt.“

„Ich gebe Ihnen zehntausend Mark!“

„Bieten Sie nicht — ich kann es nicht.“

„Ich gebe fünfzehntausend!“

Die Augen des Malers leuchteten. Die Größe der Summe verlockte ihn, und gleichzeitig überlegte er, wie viel das Bild dem Lieutenant schaden konnte.

„Und was wollen Sie mit dem Bilde beginnen?“ fragte er zögernd.

„Es ist mein Eigenthum, wenn ich es gekauft habe.“

„Sie wollen es vernichten.“

„Vielleicht!“ gab Tilly zur Antwort.

„Dann bekommen Sie es nicht.“

„Gut ich verpflichte mich, es aufzubewahren, aber ich bin nicht genöthigt, es irgend Jemand zu zeigen.“

„Sie haben das Recht, Ihr Eigenthum Jedem zu verschließen.“

„Werden Sie sagen, daß ich das Bild gekauft habe?“

„Dazu bin ich nicht verpflichtet.“

„Abgemacht!“ rief der Lieutenant, indem er Kalinka die Hand entgegenstreckte. „Das Bild gehört mir, ich gebe Ihnen eine Anweisung auf meinen Bankier. Die Thorheit mit dem Mädchen kostet mich viel Geld, nun ich werde während meines Arrestes ohnehin nichts ausgeben können.“

„Werde ich Sie besuchen dürfen?“ warf der Maler ein.

„Fragen Sie bei dem Oberst an.“

„Dessen Antwort glaube ich mir selbst sagen zu können.“

„Wir sehen uns also in vierzehn Tagen nicht wieder,“ rief Tilly, indem er sich zur Thür wandte. „Grüßen Sie die Baronin von mir und sagen Sie ihr, daß mein erster Gang nach dem Ablaufe meines Arrestes mich zu ihren Füßen führen würde. Es ist lächerlich, sich vierzehn Tage lang einsperren lassen zu müssen! Leben Sie wohl!“

Mit unverkennbarer Erregung verließ er das Zimmer.

Kalinka blieb regungslos stehen und blickte starr, in Gedanken versunken auf die Thür, die der Lieutenant hinter sich verschlossen hatte. Hatte er klug gehandelt, sich den großen Vortheil, den ihm die Ausstellung des Bildes hätte gewähren können, entgehen zu lassen? Keck hob er den Kopf empor. Vor ihm lagen vierzehn Tage, in denen Tilly seinen Weg nicht durchkreuzen konnte. Diese Zeit wollte er ausnutzen, vielleicht hatte er das Ziel seiner Wünsche bereits erreicht, ehe der Arrest des Lieutenants beendet war.

Drittes Kapitel.

Bruno's Zustand hatte sich etwas gebessert, so daß der Medizinalrath dem bekümmerten Vater die Versicherung geben konnte, für das Leben seines Sohnes sei keine Gefahr mehr vorhanden, vorausgesetzt, daß es ihm nicht an Pflege fehle und er sich dauernd schone. Freilich hatte er ihm nicht verhehlen können, daß die Brust des Kranken für immer eine schwache bleiben werde. Soltau's Sorgen waren dadurch wenig verringert. Er hatte gearbeitet und gedarbt, um den Sohn studiren zu lassen, er wollte ihm eine leichtere Lebensbahn verschaffen, was konnte er jetzt noch hoffen, da Bruno's Gesundheit dauernd geschwächt war?

Der Doktor Rüling hatte ihn von aller Arbeit entbunden, so lange sein Sohn seiner Pflege bedürfe, er hatte dies dankbar angenommen, aber jeder Druckfehler, den er in der Zeitung bemerkte, peinigte seinen ängstlich gewissenhaften Sinn. Er schrieb an Rüling,

daß er gern bereit sei, die nöthigen Korrekturen an dem Krankenbette seines Sohnes zu lesen.

Statt der Antwort kam Rüling selbst.

„Denken Sie jetzt nicht an die Zeitung, sondern an Ihren Sohn," sprach er. „Ich habe stets mit größter Strenge auf Korrektheit gehalten, ich vermisse Ihr scharfes und gewissenhaftes Auge, aber die Druckfehler werden der Zeitung wenig schaden, und wenn ich durch sie einige Abonnenten verlieren sollte, so wird mich das wenig ärgern. Der Medizinalrath hat mir heute Morgen die beruhigendsten Versicherungen in Betreff Ihres Sohnes gegeben. Er verlangt aber für den Kranken vorläufig die beste Pflege und dann nach einigen Wochen bessere Luft, die Heilung und Kräftigung in irgend einem Bade."

„Ich werde Alles für ihn thun, was in meinen Kräften steht," versicherte Soltau.

„Nein, Freund, die Sorge überlassen Sie mir," fiel Rüling ein. „Sie haben mir lange Jahre treu gedient, es hat mir eigentlich nur die Gelegenheit gefehlt, um mich Ihnen erkenntlich zu zeigen, ich werde es dadurch thun, daß ich für Ihren Sohn sorge. Ich habe dem Medizinalrath bereits gesagt, daß er in Allem, was den Kranken betrifft, auf die Kosten keine Rücksicht nehmen solle, weil ich dieselben tragen werde."

Soltau erfaßte Rüling's Hand, er wollte sprechen, war indessen nicht im Stande, ein Wort hervorzu-

bringen. Die Thränen, die über seine Wangen rannen, verriethen deutlich, was in ihm vorging.

„Lassen Sie, Soltau!“ sprach der Zeitungsbesitzer. „Sie kennen mich hinreichend, um zu wissen, daß ich das, was ich freiwillig verspreche, auch gern thue. — Nun führen Sie mich zu Ihrem Sohne. Der Medizinalrath hat mir gestattet, mir von ihm das Geschehene ausführlich erzählen zu lassen; seien Sie ohne Sorge, ich werde ihn nicht aufregen. Es ist nicht Neugierde, was mich dazu treibt. Ich halte es für meine Pflicht, diesen Fall ausführlich und mit aller Schärfe in meiner Zeitung zu besprechen. Ihrem Sohn kann ich dadurch nicht schaden, denn er muß seiner kranken Brust wegen unbedingt aus dem Militärdienste entlassen werden. Ich will Anderen nützen. Es ist leider ein wunder Punkt bei unserem Militär, daß ähnliche Mißhandlungen nicht selten vorkommen, es hängt vielleicht mit der allzustrengen Disziplin zusammen, es mag die Schuld daran liegen, daß die Unteroffiziere nicht auf dem Standpunkte der Bildung stehen, auf dem sie stehen sollten. Ich will das Messer an diesen wunden Punkt legen, ich will nachweisen, daß die Oberen stets ein Vorwurf für die Ausschreitungen der Untergebenen trifft. Gern will ich zugeben, daß sie in den meisten Fällen keine Kenntniß davon erhalten, dann muß Fürsorge getroffen werden, daß sie Kenntniß erhalten, um die Schuldigen strafen

zu können. Ich bin wahrhaftig nicht gegen das Militär, weil ich die Nothwendigkeit desselben vollständig anerkenne, aber ich halte es für eine Schmach, wenn Eltern um die Gesundheit ihrer Söhne, die ihrer Militärpflicht genügen, bangen müssen. Ich verlange strenge Disziplin, aber eine ebenso strenge Gerechtigkeit. Das will ich offen bei diesem Falle in meiner Zeitung aussprechen."

„Das ist auch meine Ueberzeugung," versicherte der Korrektor.

„Ich weiß es," bemerkte Rüling lächelnd. „Nun führen Sie mich zu Ihrem Sohne."

Rüling trat an das Bett des Kranken, er reichte ihm die Hand und ließ sich neben dem Bette nieder. In ruhiger, freundlicher Weise bat er ihn, ihm das Geschehene kurz, genau, aber streng der Wahrheit gemäß zu erzählen.

„Ich zweifle nicht an Ihrer Wahrheitsliebe," fügte er hinzu. „Verschweigen Sie mir nichts, sprechen Sie langsam und leise, strengen Sie sich nicht an, denn ich habe Zeit. Vermeiden Sie, sich aufzuregen. Das Geschehene ist nicht zu ändern, vertrauen Sie mir, daß ich Ihnen, so viel dies möglich ist, eine Sühne verschaffen werde. Ich sehe, daß Ihre Augen erregt leuchten — ruhig, ruhig, junger Freund; strengt Sie die Erzählung heute zu sehr an, so werde ich morgen wiederkommen."

„Ich werde ruhig sein," entgegnete Bruno mit leiser Stimme und erzählte dann das Geschehene. Mit kurzen Worten schilderte er die Behandlung, die ihm während seiner Dienstzeit zu Theil geworden war.

„Ich wußte, daß der Lieutenant von Tilly mich haßte und nach jeder Gelegenheit suchte, um mich zu peinigen," schloß er. „Ich nahm alle meine Kräfte zusammen, um mir nicht das geringste Versehen zu Schulden kommen zu lassen, ich machte die Uebungen ohne Tadel, er fand sie dennoch schlecht, um einen Vorwand für seine Rache zu haben."

„Nun schweigen Sie," fiel Rüling ein. „Was Sie mir erzählt haben, genügt mir. Der Lieutenant hat nur die geringe Strafe eines vierzehntägigen Arrestes bekommen, ich hoffe, Ihnen Genugthuung verschaffen zu können. Beruhigen Sie sich nur und lassen Sie sich durch nichts aufregen. Ich werde Ihnen Wein schicken, der Mezinalrath hat es erlaubt, und Ihr Vater und Ihre Schwester sollen auch davon trinken — denn sie bedürfen gleichfalls der Kräftigung." —

Man hatte sich in der Stadt über die Mißhandlung des Einjährigen bereits wieder beruhigt. Es war bekannt geworden, daß Tilly mit vierzehntägigem Arrest bestraft war, und da die Strenge des Oberst allgemein bekannt war, so sagten sich die Meisten, daß die Behandlung des Einjährigen nicht so schlimm

gewesen sein könne, weil der Lieutenant sonst sicherlich härter bestraft sein würde. Die Gründe, welche den Oberst zu der besonderen Milde veranlaßt hatten, kannte Niemand. Man glaubte, die Erzählung der Augenzeugen sei übertrieben gewesen.

Da erschien in Rüling's Zeitung ein langer Artikel, in dem das Geschehene in sehr ausführlicher und bis ins Einzelste gehender Weise erzählt wurde. Es wurde die Absicht der Mißhandlung durch den Lieutenant besonders hervorgehoben und bewiesen. Zugleich wurde den Vorgesetzten des Lieutenants ein Vorwurf gemacht, weil bei strengerer Aufsicht durch sie eine solche Mißhandlung nicht hätte vorkommen können. Es war zum Schlusse hervorgehoben, daß dieser Fall leider nicht vereinzelt dastehe, von den verschiedensten Seiten würden Klagen geführt, dieselben drängen leider nicht immer in die Oeffentlichkeit, weil die Militärgerichtsbarkeit noch immer der Oeffentlichkeit entbehre und das Ergebniß der Untersuchung, sowie die Bestrafung der Schuldigen deshalb selten bekannt werde.

Der Artikel war scharf, aber durchaus ruhig gehalten, und diese Ruhe machte einen um so tieferen Eindruck, weil sie zugleich für die Wahrheit des Erzählten sprach. Er trug die Unterschrift: Dr. Albrecht Rüling.

Ein Sturm der Entrüstung brach in der ganzen Stadt aus. Jetzt konnte Niemand an dem Geschehenen

mehr zweifeln, es war in einzelnen Punkten sogar noch schlimmer, als von den Augenzeugen erzählt war. Die Zeitung ging von Hand zu Hand, die Expedition des Blattes wurde von Käufern der Nummer bestürmt. Man sprach sich unverhohlen über die geringe Strafe, welche den Lieutenant getroffen hatte, mißbilligend aus, die Meisten erblickten in dem vierzehntägigen Arreste eine Verhöhnung der Gerechtigkeit. Das war also die Strafe für die vernichtete Gesundheit eines jungen, strebsamen Mannes!

Rüling's politische Gegner suchten den Artikel nur als ein politisches Manöver des Zeitungsbesitzers darzustellen, dadurch schürten sie den Unwillen noch mehr, denn fast Alle hielten an der Ueberzeugung fest, daß Rüling die volle Wahrheit gesagt habe.

Rüling erhielt Hunderte von Dankbriefen, man rechnete ihm sein offenes und unerschrockenes Vorgehen um so höher an, weil in demselben zugleich ein Vorwurf gegen seinen eigenen Bruder enthalten war.

Tagelang wurde nur von dem Artikel gesprochen, in jeder Gesellschaft, an jedem Biertische, auf jedem Büreau, ja wenn zwei Bekannte sich auf der Straße begegneten, blieben sie stehen, um ihre Ansicht über den Artikel auszutauschen.

Als Hermann einige Tage, nachdem der Artikel erschienen war, Abends seine Braut besuchte, empfing ihn Eger fast auffallend kalt. Schon nach wenigen

Worten kam die Rede auf den Gegenstand, der die ganze Stadt beschäftigte.

„Ich begreife Ihren Vater nicht," sprach der Bankier. „Er hat einen Funken in ein Pulverfaß geworfen, ich befürchte indessen, daß er durch die Explosion selbst am wenigsten gewinnen wird."

„Ich glaube nicht, daß mein Vater auch nur einen Augenblick lang an seinen Gewinn oder Verlust gedacht hat," erwiderte Hermann mit ruhigem Lächeln.

„Dann vermag ich es noch weniger zu fassen," fuhr Eger fort. „Ich will das Verfahren des Lieutenants von Tilly durchaus nicht billigen, obschon er die Folgen nicht hat voraussehen können, aber es wird entschieden von dem Falle zuviel Aufsehen gemacht. Der junge Mann thut mir leid, da ich das Geschehene indessen nicht ändern kann, so kümmere ich mich nicht weiter darum, und ich meine, das ist der einzig richtige Standpunkt."

„Das kann indessen nicht der Standpunkt eines Redakteurs sein," warf Hermann ein. „Es ist seine Pflicht, solche Mißstände offen zur Sprache zu bringen, um ähnlichen Fällen vorzubeugen."

„Diese Pflicht bestreite ich eben," rief der Kommerzienrath in ziemlich gereizter Stimmung. „Ich halte es für einen entschiedenen Mißbrauch, daß die Zeitungen sich in Alles mischen, Verhältnisse, die sie gar nicht kümmern, an die Oeffentlichkeit ziehen, über

Sachen urtheilen, von denen sie wenig verstehen, und dadurch oft einzelne Personen mehr schädigen, als sie je wieder gutmachen können. Es erscheint mir dies als eine Anmaßung!"

Hermann würde nicht geantwortet haben, der Ton Eger's forderte ihn jedoch heraus. „Die Aufgabe der guten und ehrlichen Zeitungen ist es, dem allgemeinen Interesse und dem Rechte zu dienen," bemerkte er.

„Was ist Recht? Sind die Zeitungsredakteure klüger als andere Menschen?" rief Eger, dem es daran zu liegen schien, einem in ihm gährenden Unmuthe Luft zu schaffen. „Ihr Vater hat mir wiederholt durch seine Zeitung großen Schaden zugefügt, indem er meine Unternehmungen, die ich für gut hielt, tadelte und vor ihnen warnte! Wie kommt er dazu?"

„Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß er stets nur nach seiner wahren Ueberzeugung gehandelt hat," entgegnete Hermann, seinen Vater in Schutz nehmend.

„Ich verlange aber sein Urtheil gar nicht," rief der Bankier, sich in immer größere Erregung hineinredend. „Wer giebt ihm denn die Gewißheit, daß seine Ueberzeugung die richtige ist? Er ist doch auch dem Irrthum unterworfen, und er kann durch einen einzigen Irrthum Tausenden schaden! Mir hat er bereits großen, unberechenbaren Nachtheil gebracht!

„Das einzige Korrektiv für jede Meinung ist das

öffentliche Urtheil," gab Hermann, noch immer seine volle Ruhe bewahrend, zur Antwort. „Keine Zeitung kann auf die Dauer Boden gewinnen, wenn sie nicht durch die öffentliche Meinung gehalten wird und das Vertrauen von Tausenden genießt."

Der Bankier lachte höhnend auf.

„Pah! Die Zeitung ist ein Geschäft wie jedes andere. Der Verleger will Abonnenten gewinnen, um Geld zu verdienen, und das finde ich ganz gerechtfertigt. Ihr Vater wird sich durch den Artikel viel Feinde erwerben."

„Jedenfalls noch mehr Freunde," versicherte Hermann.

„In den besseren Kreisen kaum. Alle meine Bekannten sind gegen den Artikel; sie denken genau so wie ich, und ich will Ihnen offen gestehen, daß ich ein Gefühl der Beschämung empfunden habe, weil Ihr Vater mir durch Sie näher gerückt ist."

Hermann stand erregt auf.

„Beschämung?" wiederholte er.

„Gewiß; es kann mir doch nicht gleichgiltig sein, wie über einen mir näher stehenden Mann geurtheilt wird!"

„Herr Kommerzienrath, ich glaube nicht, daß irgend Jemand an der Ehrenhaftigkeit meines Vaters zweifeln wird und kann," entgegnete Hermann. „Sein

ganzes Leben spricht dafür, daß er nie eine Sache vertreten hat, von deren Wahrheit und Rechtschaffenheit er nicht fest überzeugt war!"

Eger zog langsam die Schultern in die Höhe.

„Das sind Ansichten, junger Freund," bemerkte er. „Ich finde es natürlich, daß Sie Ihren Vater in Schutz nehmen — doch wir wollen darüber schweigen, denn ich fürchte, unsere Meinungen werden sich nicht vereinigen lassen."

Hermann schwieg, aber alle Liebenswürdigkeit Tonis vermochte nicht den Eindruck, den die Worte ihres Vaters in ihm hervorgerufen, zu verwischen. Zum ersten Male blickte er nicht ohne Bangen auf die Zukunft, er sah durch den Charakter Egers finstere Wolken vor sich aufsteigen, und wer gab ihm die Gewißheit, daß dieselben nicht den ganzen Himmel seines Glücks überzogen?

Es war ihm möglich gewesen, sich zu beherrschen, aber konnte er hoffen, daß es ihm auch künftighin gelingen werde? Den Charakter seines Vaters hatten bis jetzt nicht einmal seine Feinde anzutasten gewagt, und Eger, der in dem Rufe stand, ein erstaunlich weites und dehnbares Gewissen zu haben, wenn es sich darum handelte, Geld zu verdienen, zuckte mit geringschätzender Miene die Achseln.

Früher als gewöhnlich kehrte er heim. Er vermied es am folgenden Tage, mit seinem Vater zu-

sammenzutreffen, denn er würde kaum im Stande gewesen sein, ihm zu verbergen, was in ihm vorging.

Da trat einen Tag später sein Vater selbst zu ihm in das Zimmer. Er war ruhig und freundlich wie immer, aber sein Gesicht war blasser als gewöhnlich.

„Du bist doch wohl?“ fragte Hermann besorgt.

„Gewiß,“ versicherte Rüling lächelnd. „Du weißt, mein Körper besitzt eine zähe Kraft und Ausdauer. Doch setz' Dich, Hermann, ich habe mit Dir zu reden. Ich will Dein Urtheil als Jurist hören. Schieb jede andere Rücksicht bei Seite und prüfe das, was ich Dir mittheilen will, wie eine fremde Sache, ruhig und objektiv. Glaubst Du, daß mein Artikel, der mehr Aufsehen erregt hat, als ich vermuthete, irgend etwas Beleidigendes und Strafbares enthält? Lies ihn noch einmal — hier ist er.“

Er reichte dem Sohne die Zeitung.

Hermann durchlas den Artikel noch einmal langsam, jedes Wort prüfend.

„Nach meiner Ueberzeugung enthält er nichts Beleidigendes, weder formell noch sachlich,“ sprach er. „Er wird in gewissen Kreisen Aergerniß erregen, weil Du eine Thatsache aufdeckst, die man gern unberührt sehen möchte, aber Du hast dies in ruhiger, objektiver Weise gethan, und wo Du ein tadelndes Urtheil daran knüpfst, thust Du es, um das Interesse von Tausenden zu wahren, und das ist die Aufgabe der Presse.“

„Das ist auch meine Ansicht gewesen," bemerkte Rüling lächelnd. „Aber Du hast sehr vorsichtig gesagt: nach Deiner Ansicht. Du räumst damit ein, daß Andere anderer Ansicht sein können?"

„Gewiß."

„Daß also auf Grund der bestehenden Gesetze sich eine Beleidigung aus dem Artikel deuten ließe?"

„Das Gesetz, oder vielmehr die Auslegung desselben ist dehnbar, aber ich glaube nicht, daß Du irgend einen Grund zur Befürchtung hast."

„Furcht hege ich allerdings nicht," erwiderte Rüling. „Ich habe den Artikel mit meinem Namen unterzeichnet und werde jedes Wort vertreten. Mich würde selbst eine Strafe wenig berühren, aber der Sache, der ich dienen will, würde es schaden, wenn ich verurtheilt würde."

„Du siehst zu schwarz, es wird Niemand eine Anklage erheben."

„Sie ist bereits erhoben und mir heute Morgen zugestellt," sprach Rüling, indem er erregt aufstand. „Beurtheile mich nicht falsch. Es ist nicht das erste Mal in meinem Leben, daß ich angeklagt bin, bis auf einen Fall bin ich siegreich aus allen Anklagen hervorgegangen, dieses Mal trifft es mich tiefer, denn es ist mein eigener Bruder, der den Strafantrag bei der Staatsanwaltschaft gestellt hat!"

„Der Oberst!“ rief Hermann.

Rüling nickte bejahend, während er in dem Zimmer auf- und abschritt.

„Hier ist die Anklage — lies sie!“ sprach er dann, dem Sohne ein zusammengefaltetes Schreiben überreichend. „In meinen Worten, daß die Vorgesetzten ein Vorwurf für die Ausschreitungen ihrer Untergebenen treffe und daß bei einer sorgfältigen Ueberwachung solche Fälle wie die Mißhandlung des jungen Soltau nicht vorkommen dürften, wird eine Beleidigung gefunden, indem ich dadurch die Vorgesetzten einer strafbaren Nachlässigkeit beschuldige. Es wird ferner das Wort Mißhandlung als ein beleidigendes und unwahres hervorgehoben, da es sich höchstens um eine vielleicht allzueifrige Handhabung der Dienstpflicht handle.“

Hermann hatte die Anklage durchgelesen, er sprang auf, und über sein feingeschnittenes Gesicht flog eine leichte Röthe.

„Vater, gestatte mir, daß ich Dich vertheidige!“ rief er.

Ueber Rülings Gesicht glitt ein ruhiges Lächeln.

„Hermann, Du weißt, daß ich in dem Justizrath Richter einen sehr erfahrenen Rechtsbeistand habe,“ entgegnete er. „Er hat mir manchen Dienst geleistet

und ich möchte ihn nicht beleidigen, indem ich in diesem Falle auf seinen Beistand verzichte.“

„Ich selbst werde ihn bitten, daß er mir die Vertheidigung überträgt.“

„Vergiß nicht seine reichen Erfahrungen, seine genaue Kenntniß des Gesetzes und seine unerschütterliche Ruhe, die ihm schon zu manchem Siege verholfen hat, weil ihm nicht die geringste Blöße seines Gegners entgeht.“

„Vater, in diesem Falle nützen Erfahrung und genaue Gesetzeskenntniß wenig, denn das Gesetz, welches in Anwendung kommen kann, ist sehr einfach. Es kommt auf die Darstellung des Geschehenen, auf die richtige Schilderung an, und diese kann ich besser geben, weil Richter nicht Soldat gewesen ist. Ich kenne den Lieutenant von Tilly, ich weiß, wie jähzornig er ist und daß er vor nichts zurückschreckt, weil er glaubt, Alles durch seinen Reichthum decken zu können. So warm wie ich kann Dich Niemand vertheidigen. Ich will gern, wenn Du es wünschest, vorher Alles mit dem Justizrath besprechen.“

„Gut, es sei denn,“ sprach Rüling. „Ich will Dir zeigen, wie sehr ich Dir vertraue. Aber um Eins bitte ich Dich, stelle nicht meine Person, sondern die Sache in den Vordergrund. Die Strafe würde mir ja ziemlich gleichgiltig sein, wenn sie nicht zugleich der Sache schadete. Werde ich verurtheilt, so werden

meine Gegner es so darstellen, als ob das Geschehene selbst nicht wahr sei. Unterrichte Dich über die Thatsache auf das Genaueste, denn wir müssen den Beweis der Wahrheit führen."

„Ich werde nichts versäumen, versicherte Hermann. „Ich weiß ja, wie viel für Dich von dem Ausgange abhängt — ich hoffe, Du wirst mit mir zufrieden sein."

Viertes Kapitel.

Niemand hatte sich über den Artikel mehr gefreut, als Kalinka. In geschickter Weise verstand er, die in der Stadt herrschende Aufregung noch zu schüren. Jetzt hielt er Tilly kaum noch für gefährlich, denn er kannte den Stolz der Baronin. Dieselbe konnte sich unmöglich noch für einen Lieutenant interessiren, der gezwungen war, seinen Abschied zu nehmen und gegen den sich der Unwille der ganzen Stadt richtete.

Mit dem Gefühle, seinem Ziele näher gerückt zu sein, weil ein Nebenbuhler glücklich beseitigt war, suchte er die Baronin auf.

Charlotte von Ortho empfing ihn in einer kalt-freundlichen Weise. Es entging seinem scharfen Auge nicht, daß sie erregt war, aber dies mit größter Ruhe zu verbergen suchte. Um ihren fein geschnittenen Mund zuckte ein spöttisches Lächeln, ihre weißen Finger spielten unruhig mit einem Fächer, sie zerzupften die Spitzen, mit denen derselbe besetzt war, ohne das sie dies zu bemerken schien.

„Was werden Sie thun, um Ihren Freund, den Lieutenant von Tilly, in Schutz zu nehmen?“ fragte sie, als Kalinka sich ihr gegenüber niedergelassen hatte.

Der Maler hatte diese Frage nicht erwartet, sie überraschte ihn und er zog langsam die Schultern empor, nur um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen.

„Sie haben den Artikel gelesen?“ fragte er.

„Gewiß.“

„Ich bin mit Tilly bekannt,“ fuhr Kalinka fort; „unter Freundschaft verstehe ich ein innigeres Verhältniß, als mich mit ihm verbindet, aber selbst wenn ich sein Freund wäre, würde ich nichts für ihn thun können, da ich seine Handlungsweise nicht in Schutz nehmen kann.“

„Sie halten die Anschuldigung also für wahr?“

„Ja — er selbst bestreitet dies nicht.“

Die Baronin pochte mit dem Fächer auf die Knöchel ihrer linken Hand, ohne daß sie den geringsten Schmerz zu empfinden schien.

„Ich bin der Ueberzeugung, daß die Darstellung übertrieben ist,“ sprach sie. „Jedenfalls ist dem Geschehenen eine größere Bedeutung beigelegt, als es verdient. Wir sind daran gewöhnt, daß Tilly in Allem etwas zu weit geht, ich fasse dies jedoch mehr als Temperamentssache auf.“

„Durch die vielleicht das Leben, jedenfalls die

Gesundheit eines jungen Mannes ruinirt ist," warf der Maler ein.

„Es ist möglich," entgegnete die Baronin. „Legen Sie einem Menschenleben einen so großen Werth bei? Im Kriege spielt das Leben von Tausenden keine Rolle."

„Das ist eine traurige Nothwendigkeit. Hier handelt es sich nur um eine Uebung."

„Diese Uebungen werden doch nur für den Fall eines Krieges vorgenommen. Spielt es eine Rolle, wenn bei einem großen Manöver einige Reiter mit dem Pferde stürzen und das Leben einbüßen?"

„Das sind unglückliche Zufälle, bei denen selten Jemand ein Verschulden trifft."

„Sie glauben also, daß es die Absicht des Lieutenants gewesen sei, den jungen Mann dahin zu bringen, daß er ohnmächtig niedersinke und hinterher einen Blutsturz bekomme, was er nach meiner Ueberzeugung gar nicht voraussehen konnte."

„Das glaube ich allerdings nicht," gab der Maler zur Antwort. Er begriff die Baronin nicht, es war ihm unfaßbar, weshalb sie Tilly so eifrig in Schutz nahm.

„Also auch hier ein unglücklicher Zufall!" fuhr die Baronin fort. „Ich erscheine Ihnen vielleicht herzlos, ich bin es eigentlich nicht; ich kann mich aber um das Geschick einzelner Menschen, die ich nicht

kenne, nicht härmen, ich müßte sonst unablässig klagen, weil täglich so und so viel Menschen zu Grunde gehen, sei es auf dem Meere, sei es durch irgend ein Unglück! Vielleicht trifft mich heute auch noch ein Unglück — ich verlange nicht, daß sich deshalb Jemand grämt!"

„Auch Ihre Freunde nicht?" warf Kalinka ein.

„Habe ich Freunde?" entgegnete die Baronin, vor sich hinblickend, als ob sie die Frage an sich selbst richte. „Ich bin nicht thöricht genug, um Jeden, der mir den Hof macht, für einen Freund zu halten."

„Einen Freund, auf dessen Treue Sie sich verlassen können, besitzen Sie!"

„Wen?" fragte Charlotte von Ortho aufblickend.

„Muß ich Ihnen seinen Namen noch nennen?" bemerkte der Maler mit vorwurfsvollem Tone.

„Kalinka, Ihre Treue muß ich doch erst noch erproben."

„Dann geben Sie mir eine Gelegenheit, wenn Sie zweifeln."

„Ich zweifle überhaupt an der Freundschaft, denn sie ist ein Ideal, welches wir nie erreichen. Sie setzt Selbstlosigkeit voraus und wir sind alle Egoisten! Die Freundschaft zwischen Mann und Weib ist entweder Liebe oder rücksichtsvolle Artigkeit — mehr nicht. Wir nennen hundert Menschen Freund, weil es besser klingt als Bekannter."

„Und wenn nun die Freundschaft zwischen Mann und Weib Liebe wäre?" fiel der Maler, dessen dunkle Augen erregt leuchteten, ein. „Wollen Sie ihr daraus einen Vorwurf machen?"

„Weshalb nicht? Ich halte die Liebe in den meisten Fällen für eine Thorheit," entgegnete die Baronin lächelnd.

„Nein, das dürfen Sie nicht!" rief Kalinka. „Sie dürfen das edelste und heiligste Gefühl des Menschen nicht eine Thorheit nennen! Welchen Werth hätte das Leben für uns, wenn es sich nicht nach Liebe sehnte? Wenn wir ehrlich sind, müssen wir gestehen, daß dies Sehnen in dem leisesten Pulsschlage unseres Blutes zuckt, es erfüllt unser Hoffen, es bildet den innersten Nerv für all unser Thun!"

„Seit wann sind Sie zum Schwärmer geworden?" fragte die Baronin.

„Ich bin es vielleicht immer gewesen, zum Bewußtsein ist es mir erst gekommen, seitdem ich Sie kenne . . ."

„Halt, lieber Freund," unterbrach ihn Charlotte von Ortho. „Sie werden persönlich, und wir sprachen nur über den Begriff der Liebe. So wie Sie spricht man nur, so lange man jung ist."

„Sind Sie nicht mehr jung."

„Nein," gab die Baronin zur Antwort. „Mein Herz ist es nicht mehr. Ich kann ja offen gegen Sie

sein, weil Sie behaupten, mein Freund zu sein. Ich habe einst ähnlich empfunden wie Sie, auch in meinen Adern pulste das Blut schneller, ich glaubte zu lieben und ich habe auch wirklich geliebt, und schließlich war es doch Täuschung. Mein Mann liebte mich nicht, und was mir ein Heiligthum erschien, war in wenig Tagen verflogen, es schwand, wie der Morgenthau in den Sonnenstrahlen. Der Tod hat dies Verhältniß gelöst, es war schon zur völligen Gleichgiltigkeit herabgesunken, und ich weiß, es würde mit der Dauer zu meinem Unglücke geworden sein, denn ich bin nicht ruhig genug, um mich in Geduld einem Zwange zu fügen, der mir verhaßt ist. Einmal getäuscht, bin ich mißtrauisch geworden — ich werde wenigstens doppelt vorsichtig prüfen," fügte sie lächelnd hinzu.

„Und wenn die Prüfung zu Ihrer Genugthuung ausfällt?" warf Kalinka ein.

„Dann — weiß ich noch nicht, was ich thun werde. Ich fühle mich so wohl und frei als eigene Herrin!"

„Werden Sie nicht immer Herrin sein? Wird der Glückliche, dem einst Ihr Herz gehören wird, nicht jeden Ihrer Wünsche zu befriedigen suchen?"

„Halt — wir kommen zu weit!" rief die Baronin, indem sie sich erhob. „Jeder Mann gelobt der, die sein Herz gewinnen will, für sie die Sonne zu sein, und wie selten scheint später diese Sonne! Lassen Sie

uns abbrechen, ich habe ohnehin schon zu lange mit Ihnen geplaudert, denn ich habe heute noch einen Besuch zu machen. Eine Frage möchte ich noch an Sie richten: Kennen Sie das junge Mädchen, dem der Lieutenant von Tilly, der jetzige Arrestant, nachgestellt hat?"

Sie fügte diese Frage scheinbar mit der größten Gleichgiltigkeit hinzu, sie blickte den Maler nicht einmal dabei an, sondern befestigte ein Armband, welches sich losgelöst hatte.

„Gewiß, ich habe sie sogar als Studienkopf gemalt."

„Sie ist also hübsch?" fragte die Baronin schneller, als es in ihrer Absicht lag.

„Ja. Ich beurtheile sie mit dem Auge eines Malers, mir fiel ihr Gesicht auf, als ich sie zum ersten Male sah."

„Glauben Sie wirklich, als Maler anders zu urtheilen, wie als Mann?"

„Gewiß. Ich finde den Kopf des Mädchens sehr hübsch, trotzdem würde ich mich nie in sie verlieben können."

„Weshalb nicht?"

Kalinka zog langsam die Schulter empor.

„Eine schwer zu beantwortende Frage," entgegnete er. „Mein Herz empfindet nichts für das Mädchen, vielleicht weil in dem hübschen Gesicht zu wenig Geist liegt, ich habe wahrhaftig hierüber noch nicht nachgedacht."

„Herr Kalinka, sollte Ihr Blut wirklich so ruhig und kalt sein?“

„Nein, es ist nicht kalt, es vermag zu glühen, in aller Leidenschaft zu pulsen, aber nur dann, wenn mein Herz dabei betheiligt ist.“

„Der Lieutenant von Tilly scheint leichter erregbar zu sein.“

„Ein Schmetterling, der im Sonnenschein von einer Blume zur andern flattert. Das Liebesfeuer lodert in seinem Herzen schnell auf, es flackert und leuchtet, aber ebenso schnell verlöscht es wieder; sein Herz wird nie das Gefühl treuer Beständigkeit kennen lernen.“

„Ich glaube, Sie beurtheilen ihn nicht ganz richtig,“ sprach die Baronin. „Doch, was kümmert das eigentlich mich! — Nun muß ich Sie fortschicken; ich hoffe, Sie lassen sich bald wieder sehen.“

Lächelnd reichte sie dem Maler die Hand und trat schnell in ein Nebenzimmer.

Kalinka blieb noch einen Augenblick regungslos stehen, dann eilte er fort. Er warf sich in einen Wagen und ließ sich vor das Thor fahren, nur um allein zu sein und Niemand zu begegnen.

Das Wesen der Baronin war ihm zum ersten Male räthselhaft erschienen. Sie war erregt gewesen. Weshalb? Stand Tilly ihrem Herzen doch näher, als er geglaubt, oder fühlte sich nur ihre Eitelkeit ver-

letzt, weil er eine Andere hübscher gefunden? Er versuchte dies Letztere zu glauben, denn Charlotte von Ortho war eine Kokette, die es nicht leicht verzieh, wenn einer ihrer Verehrer ihr nicht mehr den Hof machte. Er glaubte dies schon deshalb, weil der Lieutenant in der That wenig Gewinnendes hatte. Mochten Andere sich durch seinen Reichthum blenden lassen, auf die Baronin konnte derselbe unmöglich großen Eindruck ausüben, da sie selbst sehr vermögend war.

Sinnend starrte er vor sich hin. Er glaubte die schönen Züge der Wittwe vor sich zu sehen und den leisen Druck ihrer Hand zu empfinden. Bis jetzt hatte er sich ihr nur aus Berechnung genähert, er hatte ihre Hand gewinnen wollen, um dadurch zu Vermögen zu gelangen und sich eine Stellung zu verschaffen, die seinem zehrenden Ehrgeize entsprach. Sein Herz war dabei ganz unbetheiligt gewesen, und das war ihm lieb, weil er die Ueberzeugung hegte, daß das Herz stets nur Thorheiten begehe, und er wollte sich keine Thorheit zu Schulden kommen lassen.

Jetzt schlug sein Herz bei dem Gedanken an die Baronin schneller, das Blut stieg ihm heiß in die Wangen. Fast unwillig blickte er auf. Ereilte ihn selbst die Thorheit, die er so oft bei Anderen verlacht hatte? Liebte er die Baronin wirklich?

Ein spöttisches Lächeln glitt über sein Gesicht hin,

er lachte über sich selbst. Zugleich ärgerte es ihn, daß er nicht den Augenblick benutzt hatte, der Baronin seine Liebe zu gestehen. Sie würde ihn vielleicht erhört haben, um Tilly zu ärgern. Er beschloß, dies in den nächsten Tagen nachzuholen.

Ruhiger kehrte er in die Stadt und in seine Wohnung zurück. Auf dem Tische lag ein Brief, flüchtig nahm er ihn in die Hand, dann warf er ihn wieder auf den Tisch, denn er erkannte an der Schrift, von wem derselbe kam.

Langsam schritt er im Zimmer auf und ab, er glaubte seinem Ziele nahe zu sein und unwillkürlich erhob er stolz den Kopf. Welches Leben begann für ihn, wenn die Baronin sein war! Dann war er reich, er konnte leben, wo er wollte, wo ihn Niemand kannte, konnte sich Graf Kalinka nennen, denn wer konnte Verdacht hegen, wenn er reich war und eine Baronin als Gattin besaß? Er dachte an die Schwächen der Baronin, an ihre Selbstständigkeit, die sie so sehr erfreute — ein kaltes Lächeln legte sich auf sein Gesicht. War sie sein, dann hörte dies Alles auf, sein Wille galt dann, seinen Wünschen mußte sie sich fügen. Er war sich seiner Macht vollständig bewußt, und je mehr er an seine Vergangenheit zurück dachte, um so entschiedener festigte sich dies Bewußtsein.

Hatte er bis jetzt nicht Alles erreicht, was er hatte erringen wollen? Er lachte über das, was Andere

Glück nennen, denn er gab nichts der Willkür des Zufalls anheim, mit kalter Ueberlegung hatte er Alles beschlossen und eingeleitet, nie hatte er sich durch eine leidenschaftliche Erregung hinreißen lassen, er glaubte sein Geschick selbst und allein gestaltet zu haben.

Mit dieser Empfindung warf er sich auf das Sopha. Gleichgiltig streckte er die Hand nach dem Briefe aus, denn er glaubte zu wissen, was derselbe enthielt: Nachrichten über seine alte Mutter, den Dank derselben für das Geld, welches er ihr zur Unterstützung gesandt, das in jedem Briefe ausgesprochene Verlangen, ihn nach langen Jahren wieder zu sehen — das Alles hatte er so oft gelesen, daß schon der Gedanke ihn langweilte. Er hätte am liebsten dies Alles in seiner Erinnerung ausgelöscht, denn es heftete sich doch oft hemmend an seine ehrgeizigen Pläne.

Was galt ihm die Frau, die ihn geboren? War er ihr zu Dank verpflichtet, weil sie ihm das Leben gegeben? Hatte er nicht Alles, was er war, sich selbst errungen? Er würde der alten und armen Frau sich zu Dank verpflichtet gefühlt haben, wenn sie wie sein Vater schon seit Jahren in der Erde läge, wenn ihr Mund nicht mehr verrathen könnte, daß er ihr Sohn sei. Weshalb drängte sie immer noch mit ihrer Liebe sich an ihn heran? Er unterstützte sie, erleichterte ihr das Leben — konnte sie noch mehr von ihm verlangen?

Sie konnte nicht lesen und nicht schreiben. Der alte Schullehrer des Ortes, in dem sie lebte, Joseph Potki, brachte ihren Dank und ihre Liebe zu dem Sohne zu Papiere. Es berührte ihn kaum, daß der alte Mann, der ihn als Knaben gekannt hatte, ihn noch immer in gutgemeinter und vertraulicher Weise „Du“ nannte, aber lebte nicht auch in ihm ein Zeuge seiner Jugend und seiner Abstammung, die er am liebsten für immer ausgelöscht hätte?

Er hatte den Brief noch nicht geöffnet, aber seine Hand drückte ihn zerknitternd zusammen. Endlich löste er das große, schwerfällige Siegel, durch das er verschlossen war. Der Brief lautete:

„Lieber Kasimir!

Die innigsten Grüße Deiner alten, guten Mutter und von mir zuvor. Deine Mutter, die sich gottlob trotz der unabwendbaren Folgen des Alters und mancher früheren Entbehrungen noch immer einer guten Gesundheit erfreut, läßt Dir für all das Gute, was Du ihr in kindlicher Liebe und Aufopferung erweist, durch mich den herzlichsten Dank entrichten. Es rührt sie tief, daß Du ihrer immer in Liebe gedenkst und ihre alten Tage vielleicht durch Opfer, die Du Dir selbst auferlegst, zu sorgenlosen und erfreulichen zu gestalten suchst. Sie weint vor Freude und Rührung, wenn sie von Dir spricht, und all ihre Gedanken und Wünsche sind nur auf Dich gerichtet. Es geht ja bei Dir in

freudige Erfüllung, daß der Mutter Segen den Kindern Häuser baut, denn Dir ergeht es gut, besser, als wir Alle in unserer Einfalt je zu hoffen gewagt haben. Das einzige Verlangen Deiner alten Mutter ist, Dich noch einmal zu sehen, ans Herz zu drücken und segnen zu können, ehe sie, was der Herr noch lange verhüten möge, die Augen für immer schließt. Gestern habe ich ihr eine große Freude bereiten können. Ich war in der Stadt, und der Zufall führte mir eine Zeitung in die Hand, in der Deine neuesten Bilder besprochen waren. Du wurdest in der Zeitung mit Lob fast überschüttet. Ich nahm die Zeitung mit und las sie Deiner Mutter vor. Hättest Du ihre Freude sehen können! Der Stolz auf ihren Sohn schien sie um Jahre verjüngt zu haben. Mehr denn je regt sich nun das Verlangen und Sehnen in ihr, Dich wieder zu sehen. Kannst Du nicht hierherkommen, dann ist sie fest entschlossen, die weite Reise nicht zu scheuen und zu Dir zu eilen, denn Tag und Nacht beschäftigen sich ihre Gedanken nur mit Dir."

Kalinka sprang erregt auf, den Brief, den er noch nicht zu Ende gelesen, mit der Rechten zerknitternd. Auf seinem Gesichte lag ein häßlicher Ausdruck.

„Das fehlte noch!" rief er mit bitterem Hohne. „Hierher kommen! Haha! Die Baronin würde sich vielleicht freuen, meine Mutter kennen zu lernen! Soll durch solchen Wahnwitz mein ganzer Plan scheitern?

Es ist wenigstens gut, daß der Alte es mir geschrieben hat — noch ist es Zeit, vorzubeugen. Hätte ich Thor ihr vor Jahren aus Paris die Nachricht zugehen lassen, daß ich gestorben sei — dann wäre Alles anders gekommen — dann wäre sie jetzt vielleicht auch todt!“

Er las den Brief des alten Lehrers zu Ende, dann schritt er lange Zeit in dem Zimmer auf und ab. Mit kalter Ruhe überlegte er, was er zu thun habe, um die thörichte Idee seiner Mutter, ihn aufzusuchen, zu verhindern. Seit Jahren hatte er versprochen, die Alte aufzusuchen und hatte die Hoffnung in ihrem Herzen genährt, aber er dachte gar nicht daran, das Versprechen zu erfüllen. Die Erinnerung an seine Jugend, an die Menschen, unter denen er aufgewachsen, selbst die an seine Eltern stieß ihn zurück. Er mochte nichts von all dem wiedersehen — es ekelte ihn an. Sollte er in die schmutzige Hütte treten, die seinem Vater gehörte, sollte er sich von den Bekannten seiner Jugendzeit anstarren lassen und vielleicht ihre schmutzigen Hände erfassen, wenn sie ihm dieselben entgegenstreckten? Gewaltsam wandte er sich von diesem Gedanken ab.

Dann ließ er sich am Schreibtische nieder und schrieb an seine Mutter. Dieselbe konnte den Brief freilich nicht lesen, Joseph Potki mußte ihr denselben vorlesen. Er schrieb:

„Innig geliebte Mutter!

Du glaubst nicht, wie sehr mich die Nachricht von Deinem Wohlergehen erfreut hat, sie ist ein heiterer Sonnenblick, der mir bei der Arbeit leuchtet und mir dieselbe leicht macht. Dein Sehnen, mich wieder zu sehen, kann nicht so stark sein, als das meinige, die Stimme meiner alten, guten Mutter wieder zu hören, ihr Auge zu sehen und ihre Hand zu erfassen. Oft drängt es mich, Alles bei Seite zu werfen und zu Dir zu eilen, dann freilich siegt die ruhige Ueberlegung wieder, die mir sagt, Du darfst jetzt die Stellung, welche Du Dir hier errungen, nicht aufgeben, Du mußt noch kurze Zeit ausharren, dann — dann kann Dich ja Niemand zurückhalten. Und es soll mich Niemand halten, ich werde zu Dir eilen, sobald es mir möglich ist. Bis dahin warte, meine liebe, gute Mutter. Der Gedanke, daß Du hierher kommen könnest, daß ich Dich meinen Freunden zeigen und ihnen sagen könnte: Seht, dies ist meine alte, liebe Mutter, berauschte mich fast vor Freude, aber auch ihn habe ich aufgeben müssen, denn es geht jetzt nicht — es ist unmöglich, ich bin jetzt vom frühen Morgen bis zum späten Abend beschäftigt, ich bin Verpflichtungen eingegangen und meine Ehre hängt davon ab, sie gewissenhaft zu erfüllen. Ich könnte aber nicht arbeiten, wenn Du hier wärst, denn keine Stunde möchte ich Dich verlassen, jede Minute, die ich nicht bei Dir zu-

brächte, würde ich für eine verlorene halten. Habe deshalb nur noch kurze Zeit Geduld. Du darfst Dich den Beschwerden der weiten Reise nicht aussetzen, bald, bald eilt ja in Deine Arme

Dein Kasimir."

Er überlas das Geschriebene, und ein zufriedener Zug glitt über sein Gesicht hin. Wenn seine Mutter diese Worte hörte, konnte sie an seiner Liebe nicht zweifeln. Dennoch stieg ein Bedenken in ihm auf. Seit Jahren hatte er in jedem Briefe versprochen, bald zu ihr zu kommen — wenn er nun die Geduld seiner Mutter überschätzte? Der Gedanke, ihn zu besuchen, hatte in ihrem Kopfe Raum gefunden, und er wußte, mit welcher Zähigkeit das Alter einen Entschluß festhält. Derselbe wird leicht zur fixen Idee, alle Gedanken drehen sich um denselben, er beschäftigt Tag und Nacht den alten Kopf, der nicht mehr im Stande ist, die Bedenken, die sich gegen ihn erheben, richtig zu erwägen.

Wieder schritt er sinnend im Zimmer auf und ab. Er war entschlossen gewesen, dem Briefe eine Geldsumme beizufügen, aber war dies nicht Thorheit? Gab er seiner Mutter dadurch nicht selbst die Mittel in die Hand, ihren Entschluß auszuführen? Wenn sie nichts besaß, dann konnte sie die weite Reise nicht unternehmen.

Dieser Gedanke allein gab ihm jedoch noch nicht die nöthige Ruhe, er mußte Gewißheit haben, daß sie die geplante Thorheit nicht ausführte.

Er schrieb an den alten Lehrer:

„Lieber Herr Potki!

Diesmal füge ich für Sie einen besonderen Brief bei, von dessen Inhalte Sie meiner alten, lieben Mutter nichts mittheilen dürfen. Wie ich mich sehne, meine Mutter nach den langen Jahren wieder zu sehen, kann ich Ihnen nicht sagen, aber ein böses Verhängniß hat diesen Wunsch bis jetzt unerfüllt gelassen. Wenn ich sie nur einmal, und wäre es selbst nur für wenige Stunden, sehen könnte! Es soll nicht sein, und ich muß mich dem Geschicke, das mir ja in anderer Beziehung seine volle Gunst erwiesen hat, geduldig fügen. Ich kann nicht kommen, und auch meine Mutter darf nicht zu mir eilen. Wenden Sie Alles auf, um ihr den Entschluß auszureden. Sie, die mit dem Leben und den Verhältnissen zu wenig bekannt ist, die fast nie aus dem kleinen Heimathsdorfe herausgekommen ist, würde auf der Reise hundert Gefahren ausgesetzt sein. Schon der Gedanke daran ängstigt mich. Aber auch noch aus einem andern Grunde darf sie nicht hierher kommen, — schon in wenigen Tagen muß ich verreisen, auf Monate, vielleicht auf ein Jahr, und weit weg — nach Rom. Ein ehrenvoller Auf-

trag, der vielleicht für das Glück meines ganzen Lebens entscheidend ist, zwingt mich dazu. Meine Mutter darf dies nicht erfahren, Sie müssen es ihr geheim halten. Schon der Gedanke, daß dann zwischen ihr und mir ein noch größerer Zwischenraum liegt, daß ich noch schwerer zu erreichen wäre, würde sie ängstigen und beunruhigen, und es ist ja mein einziger Wunsch, ihre alten Tage zu ruhigen und friedlichen zu gestalten.

Ihre Klugheit wird schon die rechten Mittel finden, um meine gute, alte Mutter von dem Entschlusse abzubringen. Ich werde vielleicht bald von Rom zurückkehren, halten Sie die alte Frau mit der Hoffnung hin, daß ich selbst bald zu ihr kommen werde. Das wird sie befriedigen.

Leider kann ich diesmal nichts für meine Mutter beifügen, ich hoffe aber, ihr bald etwas Geld senden zu können. Wenn Sie mir schreiben, richten Sie Ihre Briefe wie bisher an meine hiesige Adresse, sie werden mich sicher erreichen. Nun nehmen Sie sich meiner geliebten Mutter, wie bisher, mit allen Kräften an, ich hoffe, dies Ihnen einst reich lohnen zu können. Mit herzlichem Gruße und in stets dankbarer Erinnerung

Ihr Kasimir."

Er las auch diesen Brief noch einmal aufmerksam durch, dann schloß er beide Schreiben in ein Couvert

und schrieb mit ruhiger Hand die Adresse. Mit lächelndem Gesichte schob er den Brief in die Brusttasche seines Rockes, um ihn in den nächsten Briefkasten zu werfen, setzte den Hut auf, trat noch einmal vor den Spiegel, um sich zu überzeugen, ob auf seinem Gesichte ein Zug der Erregung zurückgeblieben sei, und verließ dann mit stolz aufgerichtetem Kopfe sein Zimmer.

Fünftes Kapitel.

Der Kommerzienrath Eger bereitete ein großes finanzielles Unternehmen vor; es handelte sich um die Gründung einer Aktien-Gesellschaft zur Gewinnung von Braunkohle in einer Gegend, in der bis dahin noch keine gefördert war. Er hatte von einem Gutsbesitzer eine große Strecke Land gekauft, das sich zur Landwirthschaft wenig eignete, aber, wie durch frühere Versuche festgestellt war, Braunkohle enthielt. In vorsichtigster Weise hatte er den Kauf auf einen anderen Namen abgeschlossen, und unter dem Namen des Scheinkäufers hatte er mehrfache Bohrversuche auf Braunkohle anstellen lassen.

In ungemein geschickter Weise hatte er — und er war durch den Gutsbesitzer dabei unterstützt, die günstigsten Nachrichten über die Bohrungen verbreiten lassen. Die Gegend enthielt nach denselben einen fast unerschöpflichen Schatz an Braunkohle. Es erschienen in mehreren Zeitungen Artikel, in denen darauf hin-

gewiesen wurde, daß für die ziemlich arme Gegend eine Goldgrube entdeckt sei, aus der Tausende schöpfen und zu Reichthum gelangen würden. Es war die außerordentlich günstige Lage des Kohlengrundes in der Nähe einer Eisenbahn und eines größeren schiffbaren Flusses betont, und es war nebenbei erzählt, wie in anderen Gegenden arme Grundstücksbesitzer, auf deren Besitz Kohlen entdeckt seien, in wenigen Jahren zu reichen Männern geworden. Es waren sagar Namen genannt, welche die Wahrheit dieser Thatsachen unzweifelhaft bewiesen.

Es war durch diese geschickten Vorbereitungen erreicht, was Eger gewünscht hatte. Tausende sprachen von den neu entdeckten Schätzen. Schon waren Viele, die nur das Verlangen hegten, schnell und in leichter Weise reich zu werden, wie von einem Fieber erfaßt. Ihre Hoffnungen wuchsen mit jedem Tage. Sie zweifelten nicht im Geringsten an der Zuverlässigkeit der Nachrichten. Es war ja wahr, daß die Gegend äußerst günstig gelegen war, die Nähe der Eisenbahn und eines größeren Flusses war richtig, es war auch wahr, daß in anderen Gegenden arme Männer in wenigen Jahren durch die auf ihrem Grund und Boden entdeckten Kohlen reich geworden waren. Es wurden die Namen von einigen Millionären genannt und das Vermögen derselben war in der That nicht zu hoch geschätzt.

Eger war in der heitersten Laune, denn die Stimmung, welche für sein Unternehmen herrschte, war eine weit günstigere, als er erwartet hatte. Sein Plan, die erworbenen Ländereien an die Aktiengesellschaft mit einem bedeutenden Gewinn zu verkaufen, konnte kaum scheitern, er betrieb deshalb die Gründung der Gesellschaft mit größtem Eifer.

Noch war sein Name bei der Besprechung des Unternehmens nicht öffentlich genannt, aber es war wenigstens in den eingeweihten Kreisen kein Geheimniß mehr, daß er an der Spitze stand.

Da erschien in Rülings Zeitung ein kurzer, sehr ruhig gehaltener Artikel, der die außerordentlich günstige Lage der Gegend und das Vorhandensein der Braunkohle offen zugab, aber in entschiedener Weise hervorhob, daß nach allen früher und später angestellten Bohrversuchen sich nur eine so dünne Kohlenschicht ergeben habe, daß der Abbau derselben, zumal sie sehr tief liege, sich in keiner Weise lohnen, ja nicht einmal die Förderungskosten decken könne. Er warnte alle Leser der Zeitung vor der Betheiligung an dem beabsichtigten Unternehmen.

Als Eger den Artikel las, fuhr er erbittert empor und zerriß in der ersten Aufregung die Zeitung. Aber bald faßte er sich wieder. Er kannte die günstige Stimmung, die für sein Unternehmen herrschte, er wußte, daß Tausende von Reichthum träumten und

nur die Gründung der Gesellschaft erwarteten, um auf die Aktien zeichnen zu können. Er lachte höhnend über den Artikel, weil er überzeugt war, daß derselbe ihm nur wenig schaden könne.

Aber sein Groll gegen Rüling wurde dadurch nicht gemildert. Aufs Neue trat ihm derselbe entgegen, obschon sein Sohn mit seiner Tochter verlobt war. Er war sogar der Ueberzeugung, daß der Artikel von Rüling selbst ausging. In seiner Erbitterung schrieb er eine sehr heftige Entgegnung und ließ dieselbe, natürlich ohne Nennung seines Namens, in einem ihm befreundeten Blatte der Residenz abdrucken. In der festen Ueberzeugung, daß Rüling über die näheren Verhältnisse des beabsichtigten Unternehmens und namentlich über die Mächtigkeit des Kohlenlagers nicht genauer unterrichtet sei, weil er sonst sicher nicht unterlassen haben würde, seine Behauptungen zu beweisen, beschuldigte er ihn in der Entgegnung der größten Unwahrheit. Er schrieb, daß der Zweifel an der Rentabilität des Unternehmens der sicherste Beweis sei, daß der Schreiber des Artikels sich um die erwiesenen Thatsachen nicht im Geringsten bekümmert habe. Er behaupte, die Kohlenschichten seien dünn, während die Bohrungen gerade das Gegentheil und außerdem die Vorzüglichkeit der Kohle bewiesen hätten. Der Artikel sei ein Musterstück von leichtsinnigen Behauptungen und absichtlicher Unwahrheit, er sei eins

jener bekannten Zeitungsmanöver, deren Zweck sich unschwer errathen lasse, denn er trage die Absicht des Schreibers zu offen an der Stirn.

Eger rieb sich vergnügt die Hände, als er seinen eigenen Artikel gedruckt las. Kein Wort desselben erschien ihm zu hart, ja er bedauerte fast, nicht noch schärfere Ausdrücke gewählt zu haben, um seinen Gegner zu bekämpfen. Derselbe war nach seiner Meinung vernichtet, denn er hatte ihn offen als Lügner hingestellt. Er hatte eine größere Anzahl Nummern der betreffenden Zeitung kommen und dieselben in der Stadt vertheilen lassen; nach seiner Ueberzeugung mußte das Vertrauen zu dem Unternehmen nun noch mehr gefestigt sein.

Dennoch nahm er nicht ohne ein Gefühl der Unruhe am folgenden Morgen Rülings Zeitung zur Hand, denn er erwartete eine Antwort, eine Abwehr der Anschuldigung, die Unwahrheit gesagt zu haben. Sein Auge durchflog hastig das Blatt, aber mit keinem Worte war seine Entgegnung erwähnt.

Ein triumphirendes Lächeln glitt über sein Gesicht hin.

„Er fürchtet mich!“ rief er. „Er fühlt sich dem Angriffe nicht gewachsen und schweigt lieber ganz, um nicht eingestehen zu müssen, wie ungenügend er unterrichtet gewesen ist!“

Er hatte zu früh triumphirt. Am folgenden Tage erschien in Rülings Blatt ein von ihm selbst unterzeichneter Artikel. In durchaus ruhiger Weise schrieb Rüling, da seiner Zeitung der Vorwurf leichtsinniger Behauptungen und absichtlicher Unwahrheit gemacht sei, so halte er es für seine Pflicht, den wahren Thatbestand ganz offen darzulegen und es dann dem Urtheil der Leser zu überlassen, wer die Wahrheit gesagt habe. Er führte nun das genaue Resultat aller bis dahin vorgenommenen Bohrungen auf, bezeichnete genau die Stärke des Kohlenflötzes, welche bei jeder Bohrung ermittelt war, und bewies nach dem Urtheile Sachverständiger, daß der Abbau der Kohle, welche obenein nur eine sehr geringe Güte habe, sich in keinem Falle lohnen könne. Zum Schluß erbot er sich, den Beweis für jede angeführte Thatsache zu führen.

Dem Kommerzienrath sank das Blatt aus der Hand; ihn schwindelte, er wollte sich gewaltsam emporraffen, aber wie unter dem Gewichte einer schweren Last sank er zusammen. Er war zu klug, um nicht sofort zu begreifen, daß dieser Artikel durch seine Ruhe und Entschiedenheit, durch die genaue Angabe der Bohrverhältnisse das von ihm geplante Unternehmen unmöglich mache.

Er hätte Rüling vernichten mögen! Mit ruhigem Blute hätte er ihn tödten können! All seinen Unter-

nehmungen trat derselbe entgegen, und dem Sohne dieses Mannes, der ihm so viel geschadet, sollte er seine Tochter, sein einziges Kind geben?

In seiner ersten Erregung war er entschlossen, die Verlobung sofort aufzuheben, aber welchen Grund sollte er angeben? Noch war sein Name bei dem beabsichtigten Unternehmen nicht öffentlich genannt, er wähnte sogar, es sei noch ein Geheimniß, daß er an der Spitze stehe, sollte er dies nun selbst verrathen und eingestehen, daß es seine Absicht gewesen sei, Hunderte zu betrügen?

Er schloß sich in sein Zimmer ein, um in Ruhe zu überlegen. Aber die Frage, woher Rüling all die einzelnen Thatsachen wisse, ließ ihn zu keinem anderen Gedanken kommen. Durfte er es wagen, die Wahrheit des Artikels anzugreifen, da Rüling sich erboten hatte, dieselbe zu beweisen? Mußte er nicht befürchten, daß sein Gegner noch tiefer eingeweiht sei und seinen ganzen Plan offen darlegen werde?

An die Gründung der Aktiengesellschaft war vorläufig nicht zu denken, es entging ihm ein großer Gewinn, auf den er mit voller Zuversicht gerechnet hatte. Dies war jedoch nicht das Einzige, was ihm Sorgen bereitete. Er hatte die Ländereien des Gutsbesitzers gekauft und über den Betrag Wechsel ausgestellt, er mußte die Wechsel bezahlen, ohne vorläufig die geringste Aussicht zu haben, den Grund

und Boden wieder veräußern zu können. Die Bohrungen hatten viel Geld gekostet, er hatte bereits überlegt, wie hoch er diese Kosten der Aktiengesellschaft in Rechnung stellen werde, und nun sollte er auch diesen Verlust allein tragen!

Er sträubte sich mit aller Macht dagegen. Vergebens sann er auf einen Ausweg, ohne denselben zu finden. Wollte er seinen Ruf nicht schwer schädigen, so blieb ihm nichts übrig, als sich den Schein zu geben, daß dies Alles ihn gar nicht berühre und treffe.

Mit schwerem Herzen entschloß er sich dazu; er versuchte, den Unbefangenen zu spielen, während in ihm die heftigste Erbitterung zehrte.

Am schwersten wurde es ihm, Hermann gegenüber sich zu beherrschen. Er suchte seinem Grolle dadurch etwas Luft zu verschaffen, daß er jede Gelegenheit erfaßte, um mit unverhohlener Genugthuung über die gegen seinen Vater gerichtete Anklage zu spotten. Er sprach es offen aus, daß er durchaus auf dem Standpunkte des Oberst stehe.

Hermann würde nicht im Stande gewesen sein, dies zu ertragen, wenn nicht die Anklage gegen seinen Vater seine ganze Kraft in Anspruch genommen hätte. Fast täglich besuchte er Bruno, dessen Genesung sehr langsam fortschritt, um von ihm selbst den kleinsten Umstand zu erfahren; er mußte die Zeugen ermitteln,

welche die Mißhandlung auf dem Exerzierplatze gesehen hatten; er mußte endlich über das Leben und frühere Verhalten des Lieutenants von Tilly sehr genaue Nachforschungen anstellen, um den Beweis führen zu können, daß die Mißhandlung durch denselben eine beabsichtigte und wohl berechnete gewesen sei.

Es war nicht die erste Vertheidigung, die er führte; er war nicht befangen und wußte, daß er der Rede mächtig war, dennoch bangte ihm heimlich vor der Verantwortung, die er auf sich genommen hatte.

In der Stadt wurde der Strafantrag des Obersten sehr verschieden beurtheilt. Alle politischen Gegner des Dr. Rüling fanden denselben gerechtfertigt, während die Meisten mißbilligend den Kopf schüttelten, weil der Bruder den Bruder angeklagt hatte.

Der Tag der öffentlichen Verhandlung war gekommen.

Die alte Räthin, welche durch die Zeitung und durch Marie von dem Geschehenen auf das Genaueste in Kenntniß gesetzt war, sah die Entscheidung der Anklage mit unruhigem Bangen entgegen. Sie stand offen auf der Seite ihres Sohnes Albrecht, denn derselbe war für eine gute und gerechte Sache eingetreten, es schmerzte sie, daß der Bruder gegen den Bruder aufgetreten war, sie hätte so gern mit ihrem ältesten Sohne gesprochen, um versöhnend auf ihn einzuwirken, aber er war seit Wochen nicht zu ihr gekommen, viel-

leicht hielt ihn das Bewußtsein, zu weit gegangen zu sein, fern.

Von Ulrike hatte sie gehört, daß deren Vater seit Kurts Tode noch ernster als früher geworden sei und meist allein auf seinem Zimmer sitze. Sie hätte ihm so gern Trost zugesprochen, denn sie wußte, wie der Tod des Kindes ihm am Herzen nagte, und doch mochte sie ihn nicht bitten, zu ihr zu kommen, weil sie sein Vorgehen gegen den Bruder nicht billigen konnte.

Sie saß allein in ihrem Zimmer, in Gedanken versunken. Ihr alter Kopf hatte sich auf die Brust geneigt. Ihre Erinnerung war um viele Jahre zurückgeeilt, ihre beiden Söhne waren noch Knaben. Sie war sich bewußt, beide mit gleicher Liebe umfangen zu haben, und noch jetzt hütete sie sich ängstlich, daß ihr Herz sich Albrecht nicht mehr zuneigte, weil er Alles aufbot, ihr die letzten Lebenstage leicht und angenehm zu gestalten.

Das Glück hatte ihm Reichthum verliehen, aber fast täglich sagte sie sich, daß Feodor dasselbe für sie thun werde, wenn seine Verhältnisse ihm dies gestatteten.

Sie sann nach, ob schon bei den Knaben ein innerer Gegensatz sich geltend gemacht habe. Unwillkürlich schüttelte sie den Kopf, denn ihre Erinnerung konnte ihr keine Aufklärung geben. Beide waren gute

Kinder gewesen, nur ihre Neigungen waren auseinander gegangen. Feodor hatte gewünscht, Soldat zu werden, und wenn auch mit innerem Widerstreben hatte sein Vater diesem Wunsche endlich nachgegeben und den Knaben, für dessen große Befähigungen er sich eine andere Zukunft ausgemalt, in ein Kadettenhaus gebracht. Sie selbst hatte ihrem Manne zugeredet, der Neigung des Knaben nicht entgegen zu treten.

Erst nach einem Jahre war Feodor für einige Ferienwochen in das elterliche Haus zurückkehrt, und sie erinnerte sich genau, wie er einen etwas fremden Geist mitgebracht. Er war gewöhnt, eine andere Geistesluft zu athmen, als in dem väterlichen Hause wehte, er hielt sich für etwas Besseres, als sein Bruder war. Sie hatte damals darüber gelächelt wie über eine Knabenthorheit, aber dies Bewußtsein hatte sich bei Feodor stärker und stärker entwickelt und allmälig eine Schranke zwischen ihm und dem Bruder, der sich frei und ungebunden fühlte, aufgerichtet. Er war stolz darauf, einem Stande anzugehören, in dem jeder Einzelne nur ein Glied in einer großen Kette war, eng gebunden nach oben wie nach unten, ohne eigenen Willen, aber doch ein Theil eines mächtigen Ganzen, durch welches er getragen, geschützt und fortgezogen wurde. Und Albrecht hatte sich als ein freies Glied gefühlt, welches erst im Leben den Anschluß an andere Glieder suchen mußte,

aber er hatte die Kraft in sich gefühlt, daß er diesen Anschluß finden werde.

Ihre Erinnerung verfolgte die Laufbahn ihrer beiden Söhne Schritt für Schritt, die Schranke zwischen denselben war eine immer größere geworden, ohne Besorgnisse hatte sie dies wahrgenommen, es waren die Gegensätze des Lebens und des Berufes. Die Ueberzeugung war nie von ihr gewichen, daß die brüderliche Liebe, das Band des gleichen Blutes diese Gegensätze stets überwinden werde. Und jetzt?

Regungslos saß sie da.

Plötzlich richtete sie den Kopf empor, ihr scharfes Ohr vernahm einen ihr bekannten Tritt auf der Treppe. So trat ihr ältester Sohn auf. Aber sie mißtraute ihrem eigenen Ohre. Sollte er heute zu ihr kommen?

Ein freudiger Gedanke zuckte in ihr auf und verklärte ihr altes Gesicht. Sie glaubte zu errathen, weshalb er so zeitig kam.

Der Oberst trat in das Zimmer.

„Guten Morgen, Mutter," sprach er, auf die Alte zueilend und sie auf die Stirn küssend.

Die Räthin hatte die Hand des Sohnes erfaßt und hielt sie fest.

„Feodor, Du kommst, um mir zu sagen, daß Du die Anklage gegen Albrecht zurücknimmst," sprach sie und hob den Kopf empor, als ob ihre erblindeten Augen dem Sohne ins Gesicht sehen könnten.

„Nein, Mutter, deshalb komme ich nicht — das kann ich nicht,“ gab der Oberst mit ruhiger, aber ernster Stimme zur Antwort.

Die Hand der Alten löste sich unwillkürlich von der des Sohnes, ihr Kopf neigte sich wieder auf die Brust.

Beide schwiegen. Der Oberst schritt langsam in dem Zimmer auf und ab.

„Weshalb kommst Du?“ fragte die Blinde endlich. „Du bist lange nicht hier gewesen.“

Es klang aus den letzten Worten ein leiser Vorwurf.

„Seit Wochen nicht,“ sprach der Oberst. „Ich glaubte, Du hättest mir nachgefühlt, was in mir vorging und was mich zurückgehalten hat. Bist auch Du, wie Elfriede, von dem Wahne befangen, daß ich Kurt nicht ebenso geliebt habe, wie meine beiden anderen Kinder? Ich habe weniger Hoffnungen auf ihn gebaut, er hat vielleicht meinen Anschauungen ferner gestanden, aber nicht meinem Herzen.“

„Feodor, das habe ich nicht verkannt, ich weiß, daß die Kinder in dem Herzen der Eltern eine gleiche Stelle einnehmen. Es sind die Zweige desselben Stammes, wenn auch auf den einen mehr Sonnenschein fällt, als auf den andern. Auch Du und Albrecht — Ihr seid aus einem Stamme entsprossen.“

„Mutter, ich weiß, daß Andere mir einen Vorwurf

machen, weil ich den Klageantrag gegen meinen Bruder eingereicht habe, willst auch Du denselben theilen?“

„Muß ich nicht?“ warf die Alte mit leiserer Stimme ein. „Albrecht hat Dich nicht beleidigt.“

„Aber den Stand, dem ich angehöre, und dessen Ehre ist meine Ehre,“ fiel der Oberst ein. „Ich habe die Klage nicht gegen den Bruder, sondern gegen den Redakteur der Zeitung erhoben.“

Die Blinde bewegte den Kopf langsam hin und her.

„Mein alter Kopf vermag den Unterschied nicht mehr zu fassen,“ sprach sie. „Wer den Oberst Deines Regiments schmäht, der schmäht Dich, denn Du bist dieser Oberst. Ist Albrecht nicht der Redakteur der Zeitung? Hat er nicht den Artikel geschrieben? Du selbst glaubst nicht an den Unterschied, Dein Kopf ist zu klar, als daß er nicht zugestehen müßte, es sei nur ein Schein, durch den Du Dich vor Dir selbst zu rechtfertigen suchst.“

„Nein, Mutter, ich sage mir, daß ich nicht anders handeln durfte!“ fiel der Oberst ein. „Ich bedaure, daß Albrecht den Artikel geschrieben hat, und würde viel darum geben, wenn einen Anderen die Verantwortung träfe.“

„Das glaube ich Dir, denn Du kannst Deinem Bruder kein Leid wünschen. Hat denn Albrecht ein Unrecht begangen? Enthält sein Artikel die Unwahr-

heit? Kannst Du es billigen, daß der Lieutenant den jungen Mann gemißhandelt und dessen Gesundheit untergraben hat?"

Der Oberst schwieg; er schritt in dem Zimmer auf und ab. Seine Brust holte tief und schwer Athem. Dann rückte er einen Stuhl in die Nähe seiner Mutter und ließ sich darauf nieder.

„Mutter, höre mich ruhig an," sprach er, und seine Stimme klang erregt. „Das Geschehene hat mich tiefer empört, als irgend Jemand; Du weißt, daß ich stets streng, aber nie ungerecht gewesen bin; ich gestehe, daß das Verfahren des Lieutenants sich in keiner Weise rechtfertigen läßt, aber darf deshalb Jemand dem ganzen Stande einen Vorwurf daraus machen?"

„Das hat Albrecht nicht gethan."

„Nicht direkt, aber wohl indirekt! Weshalb überläßt er die Ahndung des Unrechts nicht mir? Weshalb trägt er dasselbe durch seine Zeitung in weitere Kreise, in Kreise, die solchen Fall nur zu bereitwillig benutzen, um ihre Feindschaft gegen das Militär dadurch gleichsam zu rechtfertigen?"

„Es ist die Aufgabe der Presse, solche Uebelstände zu rügen, um dadurch Abhilfe zu schaffen."

„Nein! Diese Aufgabe und dies Recht, welches sie sich anmaßt, erkenne ich nicht an!" rief der Oberst. „Dies Recht kann einer Behörde zustehen, aber nicht einem Privatunternehmen, und das ist die Zeitung."

„Dann willst Du die Freiheit der Ueberzeugung vernichten."

„Nicht vernichten, aber einschränken," fuhr der Oberst fort. „Ich weiß, das meine Ansicht von der Deinigen und der Albrechts weit abweicht, weshalb willst Du ihr nicht auch Berechtigung einräumen?"

„Ich räume sie ein, obschon mein Kopf Dir nicht mehr zu folgen im Stande ist," sprach die Räthin. „Das Alter macht ruhiger und versöhnlicher, weil es erkannt hat, wie thöricht so mancher heiß geführte Kampf ist. Es hat nichts mehr zu gewinnen, sondern kann nur an dem, was es sich innerlich gewonnen hat, verlieren. Feodor, wenn Albrecht heute verurtheilt werden sollte, dann wirst auch Du mehr verlieren, als Du gewinnst. Ich werde es nicht mehr erleben, daß Du dies Dir selbst sagst, aber einst wirst Du es sagen — ich weiß es."

„Ich werde mir immer sagen, daß ich das gethan habe, was ich für meine Pflicht halte," entgegnete der Oberst.

Die Alte schwieg, ihr Kopf sank wie müde auf die Brust.

„Mutter, es schmerzt mich, daß ich ein Gefühl des Unwillens in Dir zurücklasse," sprach der Oberst. „Ich kann nicht anders handeln!"

Die Räthin richtete den Kopf empor.

„Unwillen?“ wiederholte sie. „Feodor, den würde ich nur hegen, wenn ich glaubte, Du handeltest gegen Deine bessere Ueberzeugung; das glaube ich nicht. Ich bin nur traurig, weil ich mir sage, Du irrst. — Nun sende mir Ulrike bald. Ich kann dem armen Kinde zwar wenig Zerstreuung bieten, aber wir plaudern zusammen, und es ist mir dann, als ob ihr Gemüth für die kurze Zeit sich aufheitere. Vergiß nicht, Feodor, daß ein so junges Herz den Schmerz um Kurt nicht in sich allein überwinden kann. Sie ist wie eine zarte Blume, die noch des Stabes bedarf, um nicht durch Wind und Regen geknickt zu werden.“

Der Oberst hatte die Hand seiner Mutter erfaßt und hielt sie fest in der seinigen.

„Ich werde sie morgen zu Dir senden,“ sprach er. „Nimm Dich des Kindes und auch Elfriedens an — ich selbst trage noch zu schwer, um ihnen die rechte Stütze sein zu können.“

Er küßte die Alte auf die Stirn und verließ dann rasch das Zimmer.

Sechstes Kapitel.

Um dieselbe Zeit, in der der Oberst seine Mutter verließ, befand sich Dr. Albrecht Rüling auf der Anklagebank. Dicht vor ihm an einem kleinen Tische saß Hermann, und die auffallende Bläſſe seines Gesichts verieth die voraufgegangene Anstrengung wie seine innere Erregung, die er vergeblich zu beherrschen bemüht war.

Der Zuschauerraum des ziemlich geräumigen Saales war dicht gefüllt, denn die Anklage gegen Rüling hatte allgemeines Aufsehen erregt. Die ersten Reihen der Sitze waren fast allein von Offizieren eingenommen, diesen schlossen sich zahlreiche Freunde Rülings und Andere an, welche durch das Interesse an der Sache, oder auch durch Neugierde herbeigelockt waren.

Die Staatsanwaltschaft war durch einen noch jungen Mann vertreten, der mit einem leisen, halb spöttischen Lächeln um den scharf geschnittenen Mund

sich auf seinem Stuhle wiegte. Es lag etwas Blasirtes in seinen Zügen. Man konnte aus der langsamen und doch etwas gezierten Bewegung seiner Hand, mit der er den Klemmer fester auf die Nase drückte, aus seinem überlegenen Blicke, mit dem er auf die Anwesenden sah, ziemlich deutlich erkennen, daß es ihm nicht an Selbstbewußtsein fehlte und daß er dem Erfolge der Anklage mit sicherer Zuversicht entgegensah. Er war wie Hermann Reserve-Lieutenant und liebt es, dies bei jeder Gelegenheit zur Schau zu tragen. Es war von ihm bekannt, daß er mit übergroßem Eifer die Ansichten der Regierung vertrat, um Carrière zu machen.

Mit nachlässiger, etwas näselnder Stimme las er die Anklage vor, welche in scharfen Worten hervorhob, daß der Angeklagte in seinem Artikel die Vorgesetzten des Lieutenants von Tilly beleidigt habe, indem er sie in ganz unberechtigter und völlig haltloser Weise der versäumten Aufsicht, also der Nachlässigkeit im Dienste beschuldige. Der Oberst habe es deshalb für seine Pflicht gehalten, den Klageantrag zu stellen, und es sei in der That seine Pflicht gewesen, der die ihm Untergebenen gegen Verleumdungen und gehässige Angriffe, wie solche von gewissen Zeitungen beliebt würden, zu schützen habe.

Mit ruhigem Ernste hatte der Dr. Rüling die Anklage angehört, er kannte dieselbe ja bereits, und

nicht einen Augenblick lang hatte er sich über die scharfen Worte derselben geärgert, weil er sich in der That darüber erhaben fühlte. Vollständig ruhig saß er da, nur zuweilen glitt sein Auge flüchtig über den Sohn hin, als befürchte er, daß dieser seine Ruhe nicht bewahren werde, denn das hastige, nervöse Blättern desselben in den Akten bewies seine innere Erregung.

Mit klarer, gleichmäßiger Stimme antwortete er auf die Fragen des Vorsitzenden und gab offen zu, den Artikel selbst geschrieben und veröffentlicht zu haben.

Hermann hatte eine Anzahl Zeugen laden lassen, um durch sie den Beweis zu führen, daß die Mißhandlung auf dem Exerzierplatze in derselben Weise geschehen sei, wie sie in dem Artikel geschildert sei.

Als der Vorsitzende zum Verhör der Zeugen schreiten wollte, erhob sich der Staatsanwalt und beantragte, von dem Zeugenverhör abzusehen, denn es sollte dadurch bewiesen werden, was in der Anklage gar nicht bestritten sei. Er räume ein, daß der in dem Artikel geschilderte Fall sich so zugetragen habe, der Beweis der Wahrheit sei deshalb völlig überflüssig, die Anklage sei gegen den Redakteur der Zeitung gerichtet, weil er an den Vorfall beleidigende und unwahre Aeußerungen geknüpft.

Er hatte diese Worte mit einem überlegenen und

triumphirenden Blicke auf Hermann gesprochen und mit einem spöttisch lächelnden Tone hinzugefügt, die Vertheidigung scheine ihre Bemühung auf einen ganz verkehrten Punkt gerichtet zu haben.

Sichtbar erregt sprang Hermann auf. Mit aller Entschiedenheit verwahrte er sich gegen diese Bemerkung des Staatsanwalts, der das freie Recht der Vertheidigung einzuschränken suche und sich ein Urtheil erlaube, noch ehe er einzusehen vermöge, was die Vertheidigung durch die Zeugen erreichen wolle. Er müsse auf dem Verhör der Zeugen bestehen, um durch die Aussagen derselben die milde Darstellung des Angeklagten zu beweisen. Die Behandlung des jungen Mannes durch den Lieutenant von Tilly sei eine noch viel empörendere gewesen, als sie in dem Artikel geschildert sei. Der Angeklagte habe die mildere Darstellung nicht gewählt, um den Lieutenant von Tilly zu schonen, sondern weil er befürchtet habe, daß die Erbitterung über eine so schmachvolle Handlung eine zu große werden könne.

Der Staatsanwalt schwieg und verzog spöttisch den Mund. Er gab sich den Anschein, als ob er auf Hermanns Worte kaum höre.

Der Gerichtshof beschloß, die Zeugen zu vernehmen. Die Aussagen derselben waren für Tilly in der That weit belastender als die Darstellung des Artikels. Sie alle erzählten den Vorfall mit Ent=

rüstung, und fast übereinstimmend sagten sie aus, daß sie sofort die Ueberzeugung der beabsichtigten Mißhandlung gewonnen hätten. So gut wie es ihnen nicht entgangen sei, daß der Einjährige über die Maßen erschöpft gewesen sei, ebenso gut hätte auch der Lieutenant dies bemerken müssen, zumal da er ihm näher gestanden. Er habe sogar über die erschöpften Kräfte des jungen Mannes höhnende Bemerkungen gemacht.

Das Zeugenverhör war beendet.

Der Staatsanwalt erhob sich, um die Anklage näher zu begründen. Er bemerkte, daß er nach den Aussagen der Zeugen dieselbe in vollem Umfange aufrecht erhalte. Daß der Lieutenant im Diensteifer zu weit gegangen, räume er ein, derselbe sei dafür mit Arrest bestraft. Die Zeugen hätten das Geschehene als beabsichtigte Mißhandlung dargestellt, sie hätten aber nur ihre Anschauung ausgesprochen, und für die Richtigkeit derselben liege nicht der geringste Beweis vor. Mit demselben Rechte könnten sie jede Uebung, zu der die Soldaten genöthigt seien, als Mißhandlung auffassen, und es gebe in der That gewisse Kreise, welche die Erfüllung der Dienstpflicht als Mißhandlung darzustellen beliebten. Die ganzen Aussagen der Zeugen hätten auf seine Anschauung nicht den geringsten Einfluß ausgeübt, er wolle mit denselben über ihre Ueberzeugung auch nicht rechten, denn die-

selben seien zum Theil nie Soldat gewesen, er könne ihnen deshalb ein richtiges Urtheil nicht zutrauen.

Ganz anders liege die Sache des Angeklagten. Er müsse demselben zutrauen, daß er mit den militärischen Verhältnissen und Nothwendigkeiten genau vertraut sei, derselbe müsse wissen, daß eine strenge Disziplin gleichsam die Basis der ganzen militärischen Macht sei und daß diese Disziplin nicht immer gestatte, auf den Einzelnen die Rücksicht zu nehmen, die in gewissen Fällen vom humanen Standpunkte aus vielleicht als wünschenswerth erscheinen könnte. Der Lieutenant von Tilly habe etwas mehr Rücksicht nehmen können, die Gründe, weshalb er dies nicht gethan, seien in keiner Weise festgestellt, aber die Erregung des Unwillens über einen Soldaten, der die Uebung fortgesetzt ungenügend ausführe, sei leicht zu begreifen und auch zu verzeihen. Der Angeklagte habe dies absichtlich und er müsse annehmen, wider besseres Wissen, als Mißhandlung dargestellt und sogar für die Vorgesetzten des Lieutenants eine Schuld daraus hergeleitet, indem er behaupte, daß bei einer sorgfältigen und gewissenhaften Ueberwachung solcher Unfall sich nicht ereignen könne. Damit habe er die Vorgesetzten des Lieutenants entschieden der Nachlässigkeit und der Versäumniß ihrer Pflichten beschuldigt. Der ganze Artikel sei gleichsam auf diese Anschuldigung zugespitzt und trage den Stempel ge-

wisser freisinniger Blätter, denen es nur daran gelegen sei, Unzufriedenheit hervorzurufen, deutlich an der Stirn. Es werde von diesen Blättern jede Gelegenheit erfaßt, um an der Macht des Militärs zu rütteln und die Kurzsichtigen und Urtheilslosen gegen dasselbe einzunehmen. Es werde stets betont, welche Last das Militär sei, daß es aber zugleich der Schutz und Stolz des Vaterlands sei, werde verschwiegen oder gar bestritten.

Er hatte Anfangs ruhig gesprochen, sich aber mehr und mehr in eine gewisse Erregung hineingeredet, er zog gegen die liberale Presse und deren Bestrebungen in schärfster Weise zu Felde und schloß mit dem Strafantrage von vier Wochen Gefängniß.

Dr. Rüling hatte mit sichtbarer Ruhe zugehört, nur dann und wann glitt ein leises Lächeln über sein Gesicht hin. Er beugte sich zu Hermann und sprach leise zu ihm: „Antworte so ruhig wie möglich.“

Hermann hatte seine innere Erregung nicht verbergen können, er überwand dieselbe jedoch, als der Augenblick kam, in dem er für seinen Vater eintreten sollte. Völlig gefaßt erhob er sich. Mit ruhiger, sicherer Stimme erwiderte er, wenn er das Plaidoyer des Saatsanwalts als Leitartikel in einer hochkonservativen Zeitung gelesen hätte, so würden ihn die Ausfälle gegen die liberale Presse, die mit der Anklage selbst kaum in einen logischen Zusammenhang

zu bringen seien, nicht in Erstaunen versetzt haben. Er wolle dem Staatsanwalt nicht auf das Gebiet der politischen Herzensergießungen folgen, sondern sich an die Sache halten. Der Staatsanwalt habe die That des Lieutenants von Tilly als zu weit gegangenen Diensteifer dargestellt und das Wort Mißhandlung bestritten. Wenn aber Jemand ein ihm zustehendes Recht gegen einen Untergebenen bis zum Aeußersten anwende, um denselben aus dem Gefühle der Rache zu peinigen, wenn er dies in ganz unerhörter Weise so weit treibe, bis der Unglückiche vor Erschöpfung ohnmächtig niederfalle und dadurch dem Tode nahe gebracht werde, so sei dies nicht allein beabsichtigt, sondern das Wort Mißhandlung sei ein viel zu milder Ausdruck, es sei eine ganz entschiedene Herzlosigkeit und Rohheit. Er erzählte nun ausführlich, wie Tilly Brunos Schwester verfolgt und wie er von dem entrüsteten Bruder aus dem Hause geworfen sei, in welches er in dreister Weise gedrungen, und da von dem Tage an die Peinigungen des jungen Mannes begonnen, so könne wohl Niemand, der sich der Wahrheit nicht absichtlich verschließen wolle, behaupten, daß hier nicht ein Akt der Rache, also eine wohl überlegte Absicht vorliege. Der ganze leicht erregbare und zu Gewaltthaten geneigte Charakter des Lieutenants von Tilly spreche dafür. Derselbe sei — um den Ausdruck des Staatsanwalts

beizubehalten — wegen zu weit gehenden Diensteifers gegen die Soldaten, wegen Mißhandlung derselben schon einmal in der Residenz disziplinarisch bestraft und zur Strafe versetzt, derselbe habe erst vor kurzer Zeit den Beweis geliefert, daß er die in ihm aufwallenden, leidenschaftlichen Erregungen nicht zu beherrschen wisse, indem er ein werthvolles Pferd erschossen, nur weil dasselbe beim Rennen nicht den ersten Preis davon getragen. Er schilderte den Charakter, die Leidenschaften und Neigungen des Lieutenants eingehend um den Beweis zu liefern, daß demselben die Absicht, den jungen unglücklichen Mann zu peinigen und zu mißhandeln, vollständig zuzutrauen seien.

Die Entrüstung über das Geschehene, führte Hermann in seinem Plaidoyer weiter aus, sei eine allgemeine und durchaus berechtigte gewesen, denn jeder Sinn müsse sich gegen eine solche Rohheit sträuben. Alle Eltern, deren Söhne ihrer Dienstpflicht genügten, müßten bangen, daß denselben etwas Aehnliches begegnen könne. Es sei Pflicht der Presse, solche Uebelstände zu rügen, um Abhilfe zu schaffen, und der Angeklagte habe nur seine Pflicht als Redakteur einer unabhängigen Zeitung gethan. Stände dieser Fall als vereinzelter da, so könnte er als seltene Ausnahme leichter entschuldigt werden, aber die Klagen über ungebührende Behandlung der Soldaten mehrten sich mit jedem Tage und da müsse Abhilfe

geschaffen werden, denn dies sei ein sehr wunder Punkt, welcher dem Militär nicht zur Ehre gereichen könne. Der Angeklagte habe die Vorgesetzten des Lieutenants von Tilly in seinem Artikel nicht direkt beschuldigt und ihnen noch weniger Pflichtversäumniß vorgeworfen, er habe nur behauptet, daß sie eine gewisse Verantwortung treffe, und daß bei genügender Aufsicht solche Fälle nicht vorkommen könnten und dürften. Er habe damit nur sagen und erzielen wollen, daß Vorkehrungen getroffen werden müßten, welche solche brutale Mißhandlungen unmöglich machten. Jetzt treffe vielleicht keinen der Vorgesetzten des Lieutenants ein direkter Vorwurf, aber dieser Fall rege doch zu der Erwägung an, ob die Beaufsichtigung nicht doch eine peinlichere und sorgfältigere sein könne und müsse. Der Staat stelle an jeden jungen Mann die Anforderung, seiner Dienstpflicht zu genügen, es sei deshalb auch Pflicht des Staates, gegen ungebührende Behandlung zu schützen. Das suche der Angeklagte durch den Artikel zu erreichen, ihm gebühre für dies Bestreben Dank und nicht eine Anklage. Er beantrage deshalb Freisprechung des Angeklagten.

Zeichen des Beifalls wurden auf der Trübine laut.

Der Staatsanwalt hatte zurückgelehnt auf seinem Stuhle, die Arme auf der Brust gekreuzt, mit spöttischem Lächeln zugehört. Die Beifallszeichen schienen ihn zu ärgern, denn zuckend warf er die Lippen auf.

Kurz erwiderte er, er bedaure, daß der Vertheidiger gegen das Militär, dem er als Reserve-Lieutenant selbst angehöre, so schwere Beschuldigungen auszusprechen wage. Man pflege doch seinen eigenen Stand in Schutz zu nehmen, um so mehr, als es sich Jeder zur Ehre anrechnen müsse, diesem Stande anzugehören.

Das Blut stieg in Hermann's Wangen. Er hörte nicht, daß sein Vater ihm einige Worte zuflüsterte. Mit erregter Stimme wies er zurück, daß der Staatsanwalt seine persönlichen Verhältnisse in die Verhandlung ziehe. So wenig der Staatsanwalt als Reserve-Lieutenant die Anklage erhoben habe, denn sonst hätte er in seiner Lieutenants-Uniform erscheinen müssen, so wenig komme es bei seiner Aufgabe als Vertheidiger in Betracht, in welcher Weise er dem Militär angehöre. Es handle sich hier um eine Rechts- und nicht um eine Standesfrage."

Der Staatsanwalt schwieg.

Der Gerichtshof zog sich zur Berathung zurück.

Dr. Rüling streckte dem Sohne die Hand entgegen, seine Augen leuchteten.

„Du hast Alles gesagt, wie ich es mir selbst gedacht hatte, aber ich hätte es nicht so gut sagen können," sprach er.

Das Blut schoß in Hermann's Wangen.

„Wenn Du nur freigesprochen wirst," entgegnete er.

„Hermann, und wenn ich verurtheilt werde, so wird das meine gute Meinung über Deine Rede nicht beeinträchtigen. Ich rechne nicht darauf — Du hast Dein Möglichstes gethan und das werde ich nie vergessen. Und wenn ich zu Gefängniß verurtheilt werde — Deine Rede hat der guten Sache einen großen Dienst erwiesen."

Der Gerichtshof kehrte aus dem Berathungszimmer zurück und der Vorsitzende verkündete das Erkenntniß; dasselbe lautete auf Freisprechung. Der Vorsitzende legte mit kurzen Worten dar, daß der Gerichtshof nicht die Ueberzeugung einer vorliegenden und beabsichtigten Beleidigung habe gewinnen können. Eine Mißhandlung des Einjährigen durch den Lieutenant von Tilly liege unzweifelhaft vor, in dem Artikel gelange eine gewisse Entrüstung über das Geschehene zum Ausdrucke, dieselbe sei aber berechtigt, ebenso wie der Wunsch, daß Aehnliches künftighin vermieden werde. Der Vorwurf, der den Vorgesetzten des Lieutenants gemacht sei, sei kein direkter und enthalte nicht die Beschuldigung der Pflichtversäumniß.

Hermann hätte aufjubeln mögen. In glücklichster Stimmung kehrte er mit seinem Vater heim.

Am folgenden Morgen erschien ein genauer stenographischer Bericht in Rüling's Zeitung und derselbe machte ein noch weit größeres Aufsehen als der Artikel, der zu der Anklage Veranlassung gegeben hatte.

Hermann empfing von den verschiedensten Seiten Glückwünsche und Anerkennungen über die Vorzüglichkeit und den Erfolg seiner Vertheidigungsrede. Um so peinlicher berührte es ihn, daß ihn Eger, als er am Abende seine Braut besuchte, kalt und in sichtbarer Mißstimmung empfing. Der Bankier ärgerte sich über die Freisprechung Rüling's um so mehr, weil er die Verurtheilung desselben mit aller Bestimmtheit vorausgesagt hatte.

„Sie sind in Betreff des Lieutenants von Tilly entschieden zu weit gegangen," sprach er tadelnd. „Wer giebt Ihnen das Recht, auf seine Vergangenheit zurückzugreifen und ihn gleichsam an den Pranger zu stellen?"

„Ich habe nur von dem Rechte des Vertheidigers Gebrauch gemacht," entgegnete Hermann.

„Dann müßte dies Recht beschnitten werden," fuhr Eger fort. „Ich würde Sie verklagen."

„Das Recht steht Tilly zu; ich glaube jedoch nicht, daß er von demselben Gebrauch machen wird, weil er weiß, daß ich nur die Wahrheit gesprochen habe und im Stande bin, dieselbe zu beweisen."

Der Kommerzienrath zuckte mit der Schulter.

„Ich habe die Worte des Staatsanwalts mit wirklichem Interesse gelesen," sprach er. Es schien seine Absicht zu sein, Hermann zu ärgern und zu reizen. „Ich stimme ihm in fast allen Punkten bei.

Wer berechtigt denn die Zeitungen, sich zu Wächtern der öffentlichen Moral und Sitte aufzuwerfen? Was giebt ihnen die Befugniß, Sachen, die sie gar nicht berühren und kümmern, in die Oeffentlichkeit zu bringen?"

„Was öffentlich geschehen ist, darüber kann Jeder öffentlich sprechen," warf Hermann ein.

„Und weshalb thun die Zeitungen dies? Um einen Gewinn daraus zu ziehen. Jeden öffentlichen Skandal benutzen sie, um eine Goldgrube daraus zu machen — natürlich nur für sich! Es kümmert sie nicht, ob sie Jemand an den Pranger stellen und ihm schaden, und das Publikum ist immer noch so thöricht, dies nicht zu begreifen!"

Hermann schwieg, aber Eger fuhr fort, über die Zeitungen in geringschätzender Weise zu sprechen, um seinem Grolle gegen Hermann's Vater Luft zu machen.

„Diejenigen Zeitungen, welche auf die Klatschsucht des Publikums spekuliren, welche sich keinen Skandal entgehen lassen, haben die meisten Abonnenten und verdienen das Meiste!" schloß er. „Sie hängen das Bild jedes armen Teufels, der sich etwas hat zu Schulden kommen lassen, an den Pranger — sie leben davon! Ich gönne ihnen den Gewinn, aber sie sollen sich nicht den Anschein zu geben suchen, als ob sie das Alles nur der Wahrheit und des Rechtes wegen thäten!"

Mit spöttischem Lachen verließ er das Zimmer.

Hermann fühlte sich aufs Tiefste verletzt.

„Dein Vater will mich kränken," sprach er zu seiner Verlobten, mit der er allein war.

„Nein — nein!" fiel Toni ein, indem sie ihm beruhigend und liebkosend mit der Hand über die Stirn hinstrich. „Er wird geschäftliche Unannehmlichkeiten gehabt haben und ist deshalb verstimmt."

„All' seine Worte sind gegen meinen Vater gerichtet," entgegnete Hermann. „Sie verletzen mich deshalb um so tiefer, denn ich liebe meinen Vater nicht allein, sondern schätze ihn hoch wie keinen andern Mann. Dein Vater verräth den Aerger über die Freisprechung zu deutlich, und doch hat mein Vater ihm nie ein Leid zugefügt."

Toni bot Alles auf, dies Gespräch abzubrechen, und es gelang ihr wenigstens für kurze Zeit Hermann zu beruhigen, wenn auch die Kluft, die sich zwischen ihrem Verlobten und ihrem Vater gebildet hatte, dadurch nicht überbrückt wurde.

Siebentes Kapitel.

Kalinka hatte die Baronin nicht ein einziges Mal wieder allein getroffen, so oft er sie auch besucht hatte. Er war deshalb seinem ersehnten Ziele nicht um einen Schritt näher gekommen, ja es schien ihm sogar weiter entrückt zu sein, denn Tilly hatte den Arrest beendet und war von der Baronin aufs Freundlichste empfangen worden.

Charlotte von Ortho erschien ihm immer mehr als ein Räthsel. Er konnte nicht glauben, daß sie zu Tilly, der jetzt in seinem Civil-Anzuge noch weit länger und unbeholfener aussah, eine Neigung gefaßt habe, er wußte, daß sie sich verletzt gefühlt, weil er eine Andere hübscher gefunden als sie — weshalb zeigte sie ihm dies nicht offen?

Wohl wußte er, daß es ihr Vergnügen gewährte, mit den Männern und deren Herzen zu spielen, sie war kokett — das Alles würde er ihr gern vergeben

haben, wenn er nicht befürchtet hätte, daß sie auch mit ihm nur spiele. Dieser Gedanke erbitterte ihn.

In unmuthiger Stimmung saß er auf seinem Zimmer, als Tilly eintrat. Er mußte sich zusammennehmen, um seinen Unwillen über den Besuch nicht zu zeigen.

„Kalinka, haben Sie den niederträchtigen Artikel gelesen?“ fragte der frühere Lieutenant, indem er sich auf einen Stuhl warf und die langen Beine ausstreckte.

„Welchen?“ fragte der Maler ruhig, obschon er genau wußte, was Tilly meinte.

„Lächerlich! Ueber die Gerichtsverhandlung, die gestern stattgefunden hat.“

„Gewiß! Ich glaube, es giebt wenig Menschen in der Stadt, die ihn nicht gelesen haben!“

„Was sagen Sie dazu?“

Um den Mund des Malers zuckte ein spöttisches Lächeln.

„Der Verlobte des Fräulein Eger hat sich sehr eingehend mit Ihnen beschäftigt, seine Zeichnung hat etwas Plastisches, freilich hat er sie wenig idealisirt . . . .“

„Zum Teufel! Er hat mich ganz niederträchtig geschildert!“ unterbrach ihn Tilly, erregt aufspringend. „Ich werde das aber nicht ruhig ertragen!

„Verklagen Sie ihn, wenn Sie beweisen können, daß er die Unwahrheit gesprochen hat!“

„Lächerlich! Ich mag mit dem Gericht nichts zu thun haben! Ich werde ihn fordern, das steht fest! Ich will Genugthuung haben — blutige Genugthuung!“

„Ich habe das erwartet, deshalb mochte ich Ihnen nicht dazu rathen,“ gab Kalinka zur Antwort.

„Weshalb nicht?“

„Bei jedem Duell spielt das Glück eine große Rolle, es kann zu Ihren Ungunsten entscheiden, dann würde ich mir Vorwürfe gemacht haben.“

„Das hätte ich Ihnen kaum zugetraut,“ fuhr Tilly halb scherzend fort. „Ihre Besorgnisse werden indessen überflüssig sein, denn ich werde den impertinenten Menschen todtschießen oder doch so zeichnen, daß er mich nie wieder zu beleidigen wagt.“

„Empfinden Sie mit seiner Braut kein Mitleid?“ warf Kalinka ein.

„Lassen Sie die Scherze — die Tochter des Bankiers kümmert mich nicht!“ rief Tilly. „Sie ist überhaupt in meinen Augen sehr gesunken, weil sie sich mit einem Referendar verlobt hat. Lächerlich!“

„Haben Sie den Fall, daß Ihr Gegner Sie todtschießen kann, gar nicht in Erwägung gezogen?“

„Kann ein Referendar schießen?“

„Weshalb nicht? Rüling ist außerdem Offizier.“

„Reserve!“ bemerkte Tilly und zuckte mit der Achsel. „Kalinka, Sie können mir einen Dienst erweisen und dem Herrn meine Forderung überbringen.“

Der Maler zuckte leicht zusammen. Er hatte dies nicht erwartet — es paßte ihm nicht, weil er jede Berührung mit dem Gerichte vermeiden wollte. Als Kartellträger lief er Gefahr, zur Verantwortung gezogen zu werden — er mußte dem Gerichte über seine Vergangenheit Aufklärung geben — das wollte und mußte er vermeiden. Verlegen nagte er an der Lippe.

„Sie schweigen?“ fragte Tilly erstaunt.

„Ja, weil es mir peinlich ist, Ihnen das zu sagen, was ich Ihnen sagen muß,“ gab Kalinka zur Antwort. „Ich würde mich freuen, Ihnen einen Dienst erweisen zu können, und doch muß ich Sie bitten mich nicht zu Ihrem Kartellträger zu wählen.“

„Ah! Sie fürchten die Verantwortung!“ warf der frühere Lieutenant ein.

„Tilly! Habe ich Ihnen je zu solchem Verdachte Veranlassung gegeben?“ rief der Maler mit vorwurfsvollem Tone. „Ich besitze manche Schwäche, aber Furcht gehört nicht dazu. Ich habe nicht daran gedacht, daß ich möglicherweise als Ihr Kartellträger bestraft werden könnte, es würde mir auch sehr gleichgiltig sein — ich will Ihnen offen sagen, weshalb ich Sie bitte, mich nicht zu wählen. Ich habe in

diesen Sachen keine Erfahrung und Uebung, ich befürchte, daß ich mir irgend ein Versehen zu Schulden kommen lassen könnte, und ich mag mich nicht dem Spotte Ihres Gegners aussetzen. Oder glauben Sie, daß er dies nicht sofort Anderen erzählen würde? Es würde ihm vielleicht eine freudige Genugthuung gewähren, wenn der Lieutenant von Tilly ihm einen Kartellträger sendet, der mit den Formalitäten nicht vertraut ist."

„Sie haben Recht!" fiel Tilly ein.

„Lassen Sie mich erst aussprechen, bester Freund," fuhr Kalinka fort. „Es wird Ihnen vielleicht auffallen, daß ich mit diesen Sachen so wenig vertraut bin. Was kümmert ein Künstler sich darum? Ich bin jeden Augenblick bereit, für meine Ehre selbst mit meinem Leben einzustehen, auf die Form habe ich wenig Werth gelegt. Bei Ihnen ist dies anders. Wenn Sie einen Kameraden — und selbst wenn er nur von der Reserve ist — fordern lassen, so kann er erwarten, daß Ihr Kartellträger mit allen Formalitäten des Zweikampfes genau vertraut ist. Sie dürfen Ihrem Gegner nicht die geringste Blöße zeigen!"

„Sie haben Recht!" wiederholte Tilly. „Es würde mich niederträchtig ärgern, wenn der — der Mensch über meinen Kartellträger eine spöttische Bemerkung machte! Ich würde ihn die Forderung zu einem zweiten Duell senden!"

„Das könnten Sie nicht einmal, wenn Sie ihn todt geschossen haben," warf der Maler lächelnd ein.

Auch der frühere Lieutenant lachte.

„Ich werde einen meiner Kameraden bitten," rief er, „sie werden es alle gern thun, denn der Referendar hat das ganze Militär angegriffen, er hatte sie alle beleidigt!"

„Gewiß!" versicherte Kalinka. „Deshalb wird es jeder von ihnen als eine Ehrensache ansehen, während mir diese Ehre kaum gebührte."

„Lächerlich! Sie haben schon wieder Recht!" rief Tilly.

„Wundert Sie das so sehr?" warf Kalinka ein. „Da ich viel ruhiger bin als Sie, so ist dies ganz natürlich. Ich kenne vielleicht auch die Menschen etwas besser."

Tilly hatte sich niedergesetzt und drehte seinen Schnauzbart. Zweifelnd zuckte er mit der Achsel.

„Die Kleine haben Sie doch nicht richtig gekannt!" bemerkte er.

„Ganz entschieden! Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß es Ihnen schwer werden würde, sie zu gewinnen?"

„Ich habe dem Mädchen gegenüber Alles verloren, und doch kann ich sie nicht vergessen. Täglich sehe ich ihr Bild an! Es ist lächerlich!"

„Der Arrest hat Sie also nicht abgekühlt?"

„Im Gegentheil! Ich habe mich entsetzlich gelangweilt und deshalb immer an die Kleine gedacht!"

„Nicht auch an die Baronin?" fragte Kalinka mit prüfendem Blicke.

„Zuweilen auch an sie, denn die Kleine könnte ich ja nie heirathen," gestand Tilly offenherzig.

„Ach, Sie denken also doch daran, Ihre Freiheit aufzugeben?"

„Vorläufig nicht, aber einst wird es doch so kommen. Es bietet einmal Abwechslung, und da stände mir bei der Baronin nichts entgegen. Sie ist von altem Adel, besitzt Vermögen, ist hübsch, und wenn sie für mich eigentlich auch etwas zu alt ist — das schadet nichts. Wahrhaftig, ein ganz junges Mädchen möchte ich nicht heirathen, die würde zu viel Ansprüche machen, verlangen, daß ich sie auf Bälle führe und für ihre Unterhaltung sorge. Das paßt mir nicht mehr!"

„Und Sie meinen, die Baronin würde diese Ansprüche nicht auch erheben?"

„Nein. Sie hat mir kürzlich selbst gesagt, sie fühle sich eigentlich schon alt."

Kalinka lachte laut auf.

„Und das glauben Sie?" rief er.

„Weshalb nicht?"

„Ich sehe, wie wenig Menschenkenntniß Sie besitzen. Ich würde dies nicht glauben und wenn es

eine fünfzigjährige Dame mir sagte! Es ist köstlich, die Baronin soll sich alt fühlen! Im Gegentheil, Freund, sie fühlt sich um zehn Jahre jünger, als sie ist, und wenn sie sich wieder verheirathet, so thut sie es, um das Leben zu genießen! — Doch brechen wir davon ab. Wann wollen Sie den Referendar fordern lassen?“

„Morgen früh.“

„Auf Pistolen?“

„Natürlich!“

„Mit welchen Bedingungen?“

„Kugelwechsel, bis einer kampfunfähig ist.“

Ueber das Gesicht des Malers zuckte es leise hin.

„Ich möchte Ihnen von so scharfer Bestimmung abrathen und doch kann ich es nicht, denn Rüling hat Sie in der That tief gekränkt. Mich beruhigt der Gedanke, daß Sie ein vorzüglicher Schütze sind. Was haben Sie jetzt vor?“

„Vorläufig nichts.“

„Dann lassen Sie uns eine Flasche Wein zusammen trinken — kommen Sie. Den ganzen Tag über hat eine drückende Verstimmung auf mir gelegen, die will ich jetzt fortspülen durch Wein.“

Tilly war einverstanden.

Zusammen verließen sie das Haus, um eine Weinstube aufzusuchen.

Hermann war wenig überrascht, als am Morgen

des folgenden Tages der Lieutenant von Bülow zu ihm kam, um ihm Tilly's Forderung zu überbringen. Da er dies vorausgesehen, hatte er bereits mit seinem Vater darüber berathen.

„Was ich über den Lieutenant von Tilly gesagt, habe ich in meiner Eigenschaft als Vertheidiger gesagt, und ich glaube nicht, im Geringsten zu weit gegangen zu sein," sprach er. „Ich habe jedes Wort genau erwogen und trete für die Wahrheit ein."

Bülow zog langsam die Schulter empor.

„Ich kann mir darüber kein Urtheil gestatten," erwiderte er ruhig. „Herr von Tilly fühlt sich beleidigt und verlangt Genugthuung."

„Es steht ihm frei, mich zu verklagen und eine Entscheidung des Gerichtes zu veranlassen."

„Verklagen!" rief Bülow, und es zuckte spöttisch um seinen Mund. „Herr von Tilly hat den einzig richtigen Weg, um sich Genugthuung zu verschaffen, gewählt: die Entscheidung durch die Waffen."

„Ich bedaure, ihm auf diesem Weg nicht folgen zu können," gab Hermann ruhig zur Antwort.

„Herr Rüling, Sie weigern sich, ihm Genugthuung zu geben?" rief der Offizier überrascht.

„Eine Genugthuung durch die Waffen — ja!"

„Sie sind Offizier!"

„Gewiß! Und als solcher glaube ich gegen den Verdacht geschützt zu sein, daß es mir an Muth

mangele. Als Offizier und Jurist halte ich mich für doppelt verpflichtet, die Gesetze nicht absichtlich zu verletzen. Ich darf voraussetzen, daß Sie die das Duell betreffenden Bestimmungen des Strafgesetzes kennen."

„Ah! Sie fürchten die Bestrafung!" rief Bülow mit geringschätzendem Tone.

„Nein, Herr von Bülow, ich fürchte die Strafe nicht im Geringsten," entgegnete Hermann. „Ich glaube, es gehört mehr Muth dazu, einer Ansicht offen entgegenzutreten, als einige Monat Festungshaft über sich ergehen zu lassen. Sie deuten meine Weigerung vollständig falsch. Ich kann es nicht mit meinem Rechtsgefühl und deshalb auch nicht mit meiner Ehre vereinen, den klaren Bestimmungen des Gesetzes absichtlich entgegen zu treten und dieselben zu verletzen."

„Herr Rüling, verträgt sich diese Anschauung mit Ihrer Offiziersehre?" warf Bülow ein.

„Ich glaube vollkommen! Es wäre ein wunderbarer Widerspruch, wenn die von dem Könige sanktionirten Staatsgesetze sich nicht mit der Ehre des Offiziers vereinen ließen!"

„Das sind Ansichten!" bemerkte der Lieutenant kurz.

„Gewiß! Ich werde die meinige vertreten," sprach Hermann.

Der Lieutenant von Bülow verneigte sich schweigend gegen Hermann und verließ das Zimmer. Er befand sich in der peinlichsten Lage, denn diesen Aus-

gang hatte er nicht erwartet, und er wußte kaum, was er thun sollte. Er mußte doppelt vorsichtig sein, weil Hermann der Neffe des Oberst war.

Tilly erwartete ihn und er begab sich zunächst zu diesem. Ruhig theilte er ihm das Resultat mit.

Der frühere Lieutenant sprang erregt auf.

„Er ist ein Feigling! Er fürchtet sich, vor die Oeffnung meines Pistols zu treten!“ rief er. „Er besitzt nicht den Muth, mir Genugthuung zu geben, aber ich werde sie mir mit der Reitgerte verschaffen, öffentlich, auf der Straße — wo ich ihn treffe!“

Bülow hatte diesen Ausbruch des Zornes vorausgesehen.

„Tilly, Sie beurtheilen ihn nicht richtig,“ sprach er beruhigend. „Mangel an Muth ist nicht der Grund seiner Weigerung.“ Er theilte die Ansichten Hermann's mit.

„Lächerlich! Was kümmert ihn das Gesetz!“ rief Tilly, der überhaupt nicht begriff, wie Jemand aus Achtung vor dem Gesetz Etwas nicht thun könne. „Er fürchtet sich vor der Strafe. Haha! Er scheint nicht daran zu denken, daß meine Strafe noch viel empfindlicher für ihn sein wird — ich werde ihn züchtigen!“

„Begehen Sie keine Unbesonnenheit,“ mahnte Bülow. „Vergessen Sie nicht, das Rüling Offizier ist.“

„Er hat nicht wie ein solcher gehandelt!“

„Das Urtheil über seine Weigerung der Genug-

thuung steht zunächst dem Ehrenrath zu, ich werde sie dem Oberst melden!"

„Lächerlich! Der Alte ist sein Onkel," warf Tilly ein.

„Der Oberst wird ihn deshalb nicht in Schutz nehmen, wenn er nach seiner Ansicht die Ehre des Offiziers nicht streng gewahrt hat. Sie kennen seine Strenge in dieser Beziehung."

„Die Ansicht des Oberst kümmert mich nicht, ich handle nach eigenem Ermessen!" rief Tilly.

„Sie würden es aber Ihren früheren Kameraden zur Unmöglichkeit machen, künftig mit Ihnen zu verkehren."

Tilly zuckte geringschätzend mit der Achsel, es schienen ihm die Worte aber doch nicht gleichgiltig zu sein.

„Ich werde es mir überlegen," entgegnete er. „Nehme ich Rücksicht, so thue ich es auf Ehre nur Ihretwegen. Das können Sie dem Alten sagen und auch hinzufügen, ich werde nie vergessen, daß er mich gezwungen hat, den Abschied zu nehmen. Er allein trägt die Schuld, daß der Mensch — der Referendar, mich öffentlich beleidigt hat — ich werde ihm dies heimzahlen, verlassen Sie sich auf mich!"

Der Lieutenant von Bülow antwortete nicht, denn die Drohung gegen seinen Vorgesetzten berührte ihn peinlich. Er begab sich zum Oberst, um ihm das Geschehene mitzutheilen.

Schweigend hörte Feodor von Rüling ihn an. Keine Miene seines ernsten Gesichtes zuckte, und doch schien sich über seine Augen einen Schatten des Unwillens zu legen. Durch kein Wort verrieth er seine Ansicht.

„Haben Sie versucht, einen gütlichen Ausgleich herbeizuführen?“ fragte er.

„Gewiß,“ erwiderte Bülow. „Ich habe Alles aufgeboten, Tilly zu veranlassen, die Forderung zu unterlassen. Meine Bemühungen scheiterten an seiner Erbitterung.“

„Haben Sie Hermann Rüling nicht darauf aufmerksam gemacht, daß er die Entscheidung zunächst dem Ehrengerichte anheim geben möge?“ fuhr der Oberst forschend fort.

„Nein. Ich glaubte nicht mehr dazu berechtigt zu sein, da er sofort erklärte, daß er die Forderung zurückweise, weil das Duell gegen das Gesetz verstoße und er mit Absicht nie gegen das Gesetz handeln werde.“

Der Oberst schwieg einen Augenblick.

„Wie ist Ihre Ansicht über diesen Fall?“ fragte er dann.

Bülow zögerte mit der Antwort.

„Sprechen Sie offen. Ich wünsche nicht, daß Sie Ihre Ansicht durch die verwandtschaftliche Beziehung, in der Hermann Rüling zu mir steht, beeinflussen lassen. Für den Soldaten giebt es sowohl

für sein Denken wie sein Handeln nur eine Norm, das ist die Ehre und das Ansehen des Standes, dem er angehört."

„Ich glaube, er hätte die Genugthuung nicht verweigern dürfen," gab der Lieutenant zur Antwort.

„Weshalb nicht?"

„Es läßt sich nach meiner Ueberzeugung nicht mit der Ehre des Offizier's vereinen, sobald der Gegner satisfaktionsfähig ist."

„Sie meinen also, die Ehre des Offiziers stehe in mancher Beziehung über den gesetzlichen Bestimmungen?"

„Ja," erwiderte Bülow nach kurzem Bedenken.

„Das ist auch meine Ansicht," sprach der Oberst. „Die Ehre ist das unantastbarste Gut, welches der Offizier besitzt, an ihr darf nicht gerüttelt, und sie darf auch nicht gedeutelt werden. Sie ist nicht bestimmt durch gewisse Paragraphen, aber sie ist festgesetzt durch den Geist, der in der Armee lebt, und diesem Geiste muß der Einzelne sich fügen, oder er gehört nicht in dieselbe — er ist ihrer unwürdig! Ich bin kein Freund des Duells, ich verwerfe es auf das Entschiedenste, wenn dasselbe zum Spielball herabgewürdigt und in leichtfertiger Weise gehandhabt wird, es soll die äußerste — die Nothwaffe für die Ehre des Offiziers sein, aber dem Dienste dieser Waffe darf er sich nicht entziehen. Ich will den Gesetz-

gebern, die für das Duell eine Festungshaft als Strafe bestimmt haben, keinen Vorwurf machen, sie dürfen auf die verschiedenen Stände keine Rücksicht nehmen. Der Grundsatz, daß vor dem Gesetze Alle gleich sein müssen, hat zu der Folgerung geführt, daß das Gesetz für Alle das gleiche ist. Und doch ist es Thatsache, daß ein Vorwurf, den ich einem jungen Mann mache, kaum etwas Verfängliches hat, während er für ein junges Mädchen entehrend sein würde. Die Sitte hat zum Theil andere Bestimmungen, als das Gesetz. Ich glaube, das Ehrengericht würde dahin entschieden haben, daß Hermann Rüling berechtigt sei, die Forderung zurückzuweisen, weil er das allerdings scharfe Urtheil über Tilly in seiner Eigenschaft als Vertheidiger ausgesprochen hat und die von ihm angeführten Thatsachen sämmtlich der Wahrheit entsprechen. Das ist jetzt zu spät, das Ehrengericht hat über diese Frage nicht mehr zu entscheiden. Ueberbringen Sie Hermann Rüling meinen Befehl, mir die Weigerung und die Gründe, die ihn dazu veranlaßt haben, schriftlich zu übersenden."

„Herr Oberst, soll ich ihn zu überreden versuchen, daß er die Forderung dem Ehrengerichte vorlegt? Es ließe sich vielleicht das Ganze ohne Aufsehen beilegen."

Feodor von Rüling zögerte nachsinnend einen Augenblick mit der Antwort. Er fand keine Entschuldigung für Hermann's Weigerung, er hielt die-

selbe mit der Ehre des Offiziers für unvereinbar, und wer diese Ehre verletzt hatte, konnte dem Offizierkorps nicht mehr angehören. Und doch drängten sich ihm Bedenken auf. Er hatte gegen seinen Bruder eine Anklage erhoben, sollte er nun gegen den Sohn desselben den Antrag auf Entfernung aus dem Heere stellen? Lud er nicht den Schein der Gehässigkeit dadurch auf sich? Es hatten ja schon Viele gemißbilligt, daß er gegen seinen Bruder aufgetreten war. Das Bild seiner alten, blinden Mutter stieg vor ihm auf. Was sollte er ihr sagen, wenn sie ihn der Härte und des Hasses gegen seinen eigenen Neffen anschuldigte? Sie faßte ja nicht, daß ihm die Ehre seines Standes höher stand, als das Band der Verwandtschaft. Und dann wieder dachte er an Kurt. Er hatte geglaubt, gegen denselben durchaus gerecht zu sein, und doch hatte die Furcht vor seiner Strenge das Kind in den Tod getrieben.

„Haben Sie Tilly die Antwort meines Neffen bereits mitgetheilt?“ fragte er endlich.

„Ja.“

„Und was sagte er dann?“

„Er ist sehr erbittert, weil er die Ablehnung der Genugthuung falsch beurtheilt.“

„Wie?“

„Er deutete sie als Mangel an Muth.“

„Haben Sie ihm nicht den wahren Grund mitgetheilt?“

„Gewiß. Ich habe es in entschiedener Weise gethan, weil ich fest überzeugt bin, daß es Herrn Rüling nicht an Muth fehlt, aber ich weiß nicht, ob ich Tilly überzeugt habe."

Der Oberst preßte die Lippen aufeinander.

„Es bleibt bei dem, was ich Ihnen aufgetragen habe," sprach er dann. „Tilly ist nicht im Stande, sich zu beherrschen, er ist zu excentrisch, als daß er nicht die Gelegenheit benutzen sollte, seinen Gegner der Feigheit zu beschuldigen. Ich habe etwas Aehnliches vorausgesehen und gefürchtet, jetzt ist jede Vermittlung unmöglich, und es bleibt mir nur der eine Weg übrig! — Herr von Bülow, Viele werden meinen Schritt mißbilligen, glauben doch Manche, ich hasse meinen eigenen Bruder und sei bemüht, ihm zu schaden. Mein Bruder und ich sind Gegner in unseren Ansichten, aber ich darf dreist behaupten, daß wir beide ehrliche Gegner sind; denn es ist uns nur um die Sache zu thun. Ich bin stolz darauf, die Ehre meines Standes stets in strengster Weise zu vertreten; glauben Sie mir, es ist mir nicht immer leicht geworden, denn mein Herz hat mehr als ein Opfer bringen müssen. Es ist vielleicht der schwerste Kampf, der Pflicht zu gehorchen, wenn das Herz darunter leidet! — Nun gehen Sie — gehen Sie!"

Der Lieutenant entfernte sich; er hatte seinen Vorgesetzten nie so erregt gesehen.

Achtes Kapitel.

Hermann hatte den Befehl des Oberst erhalten und war kaum in Zweifel, wohin sein Schritt führen werde. Er bereute ihn nicht und doch dachte er nicht ohne Bangen an die Folgen. Er gehörte gern dem Heere als Offizier an, fast alle seine jüngeren Kollegen am Gerichte nahmen dieselbe Stellung ein und das Band der Kameradschaft hatte ihm bereits manche heitere Stunde bereitet. Jetzt wurde dasselbe vielleicht zerschnitten, und er sah sich dann mit einem Male losgelöst von so mancher ihm lieb gewordenen Beziehung.

Er sprach dies gegen seinen Vater offen aus.

„Ich verstehe Dich vollständig," sprach Rüling. „Ich habe es vorausgesehen, daß es so kommen werde, deshalb wünschte ich nicht, von Dir vertheidigt zu werden, aber ich mochte es Dir nicht sagen. Du trittst jetzt zum ersten Male für Deine innere Ueberzeugung auf den Kampfplatz, Du sollst ihr Opfer

bringen, die Dir schwer werden, ich werde Dir am wenigsten einen Vorwurf machen, wenn Dir gleichsam das Herz blutet, aber Eins muß ich Dir sagen: bleib Dir selbst treu! Ein Opfer, und wenn es noch so groß ist, wirst Du überwinden, es gleicht einer Wunde, welche heilt und vernarbt und auf welche man trotz aller Schmerzen, die sie bereitet, einst mit Stolz und Genugthuung blickt, aber ein Verrath an seiner innersten Ueberzeugung gleicht einem schleichenden Fieber, welches mit wachsender Kraft immer tiefer frißt und zehrt. Ich hatte einen Jugendfreund, mit dem ich durch die gleichen Anschauungen auf das Innigste verbunden war. Er war ein kluger Kopf, auf den ich große Hoffnungen baute, obschon ein zehrender Ehrgeiz in ihm lebte. Seine äußeren Mittel waren sehr bescheiden, er mußte Manches entbehren, und dies setzte zuerst ein Gefühl des Unwillens und der Unzufriedenheit in ihm an. Da lernte er die Tochter eines sehr hochstehenden und reichen Beamten kennen. Das Mädchen liebte ihn, aber er hatte nur Aussicht, die Einwilligung ihres Vaters zu gewinnen, wenn er mit seinen freisinnigen Ansichten brach, wenn er sie verleugnete. Er that es, denn auf der einen Seite stand ein mühsames Ringen, ein Leben voller Entbehrungen vor ihm, auf der anderen Seite winkte ihm Reichthum und schnelles Emporsteigen. Sein Charakter besaß nicht Festigkeit genug, um dieser Ver-

lockung zu widerstehen. Er heirathete das reiche Mädchen und wurde ein Anderer, als er bis dahin gewesen war, er stieg schnell von Stufe zu Stufe und nimmt jetzt dieselbe Stellung ein, die einst sein Schwiegervater inne hatte. Wir waren selten zusammengekommen, unwillkürlich waren wir einander ausgewichen, denn aus den Jugendfreunden waren schroffe Gegner der Gesinnung geworden. Ich hielt ihn für einen Abtrünnigen und trug kein Verlangen, ihm zu begegnen. Da traf ich ihn vor wenigen Monaten in einer Weinstube, ein Zufall hatte uns dort zu ungewohnter Stunde hingeführt, wir waren allein. Eine Zeit lang saß jeder von uns an einem Tisch allein, dann trat der frühere Jugendfreund zu mir, reichte mir die Hand und ließ sich neben mir nieder. Wir tranken einige Flaschen Wein zusammen, längst entschwundene Zeiten stiegen in unserer Erinnerung auf, der Wein that das Seinige und da öffnete mir der einstige Freund sein Herz, und ich habe einen Einblick in dasselbe gethan, der mich tief erschüttert hat. Er erzählte mir offen, wie er dazu gekommen war, die erste Lüge gegen sich selbst zu begehen, und wie er, um diese Unwahrheit zu verbergen, stets zu einer weiteren gedrängt sei. Er sei immer höher gestiegen und habe gewähnt, seine wahre, innere Ueberzeugung zum Schweigen bringen zu können, er sei, um sich nicht zu verrathen, sogar weiter gegangen, als all seine Kollegen, er gelte in

den Augen derselben als der entschiedenste Gegner jeder freisinnigen Anschauung, er sei mit Ehren und scheinbar mit Glück überhäuft, aber das Alles sei nur eine Lüge, der Gedanke, daß er bei aller Achtung, die er nach außen hin genieße, sich selbst nicht achten könne, zehre wie ein Gift in ihm. Daß er die Wahrheit sprach, bewiesen mir die Thränen, die bei diesen Worten über seine Wangen rannen. Ich empfand das aufrichtigste Mitleid mit ihm, denn es war doch ein Rest ehrlicher Gesinnung in ihm zurückgeblieben. Denk an das Leben dieses Mannes."

„Vater, ich schwanke nicht," entgegnete Hermann. „Was ich zu thun habe, steht klar vor mir, ich weiß, daß ich nicht anders handeln kann, trotzdem wird es mir nicht leicht. Wird nicht doch Mancher meine Zurückweisung der Forderung falsch deuten?"

„Nein," gab Rüling zur Antwort. „Es gehört mehr Muth dazu, einem Vorurtheile offen entgegen zu treten, als sich auf fünfzehn Schritt vor den Lauf einer Pistole zu stellen. In Deinem Alter ist man um sein Leben noch nicht so besorgt, weil man den Werth desselben noch zu wenig schätzen gelernt hat."

Hermanns Befürchtungen waren durch diese Worte nicht verscheucht, er wurde aber ruhiger, als er dem Befehle des Oberst nachkam und seine Weigerung, sowie die Gründe, die ihn zu derselben veranlaßt hatten, niederschrieb. Sorgfältig prüfte er jedes Wort, um

jede Mißdeutung auszuschließen, er war sich deutlich bewußt, wie viel von seiner Erklärung abhing. Er betonte, daß er das Duell von jeher für verwerflich gehalten habe und daß seine Ueberzeugung durch die gesetzlichen Bestimmungen nur noch gefestigt sei. Es widerstrebe seinem Rechts- und Ehrgefühle, sich offen und absichtlich gegen das Gesetz aufzulehnen, und er habe weder durch den bei seinem Eintritte in das Heer geschworenen Eid, noch durch einen andern Akt bei seiner Ernennung zum Offizier die Verpflichtung übernommen, den von dem Fürsten sanktionirten Staatsgesetzen, die das Duell und die Aufforderung zu demselben bei strenger Strafe verbieten, entgegenzuhandeln.

Als er seinem Vater diese Erklärung mittheilte, drückte dieser ihm die Hand und sprach: „Ich unterschreibe jedes Wort mit vollster Ueberzeugung.“

„Glaubst Du, daß diese Begründung meiner Weigerung mir viel helfen wird?“ fragte Hermann.

Dr. Rüling zögerte mit der Antwort.

„Nein,“ entgegnete er dann.

„Was wird geschehen?“

„Man wird Dir anheimgeben, um Deinen Abschied einzukommen.“

„Und wenn ich dies nicht thue?“

„So wirst Du ihn erhalten.“

Hermann preßte die Lippen auf einander.

„Ich sehe voraus, daß es so kommen wird!“ sprach

er. „Mein Onkel wird am Wenigsten versuchen, mich zu schützen,“ fügte er nicht ohne Bitterkeit hinzu.

Ueber das Gesicht des Dr. Rüling zog ein trüber Schatten.

„Er kann es nicht,“ entgegnete er. „Nicht weil es außerhalb seiner Macht liegt, sondern weil es seiner Anschauung widerstreitet. Ich halte seine Ansichten für falsch, er ist durch Vorurtheile eingenommen und nicht mehr im Stande, über den engen Kreis seines Standes hinauszudenken, aber ich glaube an die Ehrlichkeit seiner Ueberzeugung.“

„Die keine Rücksichtnahme und Milde zuläßt!“ warf Hermann ein.

„Ich begreife auch seine starre Strenge,“ fuhr Rüling fort. „Er ist zu klug, um nicht zu ahnen, daß einst die Zeit kommen wird und muß, die all diese Vorurtheile über den Haufen wirft, um so zäher hält er daran fest. Er ist ein Charakter, der ganz in diesen Anschauungen lebt, sie sind in sein Blut übergegangen, er würde auch den Muth haben, dafür zu sterben.“

Hermann übersandte seine Erklärung dem Oberst.

Trübe Tage brachen für ihn herein. Seine Ablehnung des Duells war kein Geheimniß geblieben, ebensowenig, daß dieselbe der Entscheidung des Ehrengerichts überwiesen war. Tilly spöttelte öffentlich in der Weinstube über seinen Muth. Er glaubte wahr-

zunehmen, daß seine Kollegen kälter gegen ihn geworden waren und sich von ihm fern hielten. Toni schrieb ihm, daß sie wegen plötzlicher Erkrankung einer nahen Verwandten mit ihrer Mutter auf kurze Zeit verreisen müsse. Es schmerzte ihn tief, daß sie nicht so viel Zeit gefunden hatte, von ihm persönlich Abschied zu nehmen, er überwand es, denn an ihrer Liebe konnte er nicht zweifeln. Es war ihm sogar lieb, daß er jetzt das Haus des Kommerzienraths nicht zu betreten brauchte, denn er fürchtete den kalten Blick und die spottenden Bemerkungen desselben.

Aeußerlich erschien er ruhig und gefaßt, aber innerlich zitterte Alles in nervöser Erregung. Schon nach wenigen Tagen wurde er vor das Ehrengericht geladen. Er wiederholte dort seine Erklärungen, die er bereits schriftlich eingereicht hatte.

„Ihre Anschauungen vertragen sich mit dem Ehrgefühl eines Offiziers nicht," warf der Oberst streng ein.

„Ich kann mir ein Ehrgefühl nicht vorstellen, das es nicht verträgt, sich den Staatsgesetzen zu fügen," gab Hermann zur Antwort.

„Darüber wird das Ehrengericht zu entscheiden haben," unterbrach ihn der Oberst. „Ich bedaure, daß es einen Offizier giebt, der in solcher Weise sich einer Ehrenpflicht zu entziehen gewagt hat."

Mit diesen Worten wurde Hermann entlassen und er sollte nicht lange über sein Geschick im Zweifel sein.

Schon nach wenigen Tagen erhielt er die Entscheidung des Ehrengerichts. Dieselbe lautete, daß er aus dem Heere zu entfernen sei, weil er nicht das richtige Ehrgefühl gezeigt und seine Pflicht als Offizier unter erschwerenden Umständen verletzt habe.

Dies — dies hatte er nicht erwartet — an diesen Ausgang nicht einmal gedacht. Starr ruhte sein Blick auf dem Schreiben, er traute seinem Auge nicht. Das Blut war aus seinen Wangen gewichen, wie ein Berauschter fuhr er mit der Hand über die Stirn hin. „Ausgestoßen!" rief es ihm ins Ohr. „Ausgestoßen wie ein Ehrloser, ein Verbrecher!" dann sank er fast bewußtlos auf einen Stuhl.

In diesem Augenblicke trat Rüling in das Zimmer und eilte mit dem erschreckten Rufe: „Hermann, was ist geschehen?" auf den Sohn zu.

Der Gefragte deutete mit schwacher Bewegung auf das Schreiben, welches seiner Hand entsunken war. Rüling hob dasselbe empor, auch er zuckte zusammen, als er es las:

„Ausgestoßen!" rief es auch in ihm. Seine Lippen preßten sich auf einander. Entrüstung erfüllte ihn. Sein Sohn war aus dem Heere ausgestoßen, weil er sich geweigert hatte, gegen das Gesetz zu handeln! Gab es eine stärkere Verhöhnung der Gerechtigkeit? Dies hatte sein Bruder zugegeben — er hatte ja die Entscheidung des Ehrengerichts mit unterzeichnet —

jetzt glaubte er selbst, daß derselbe durch ein Gefühl des Hasses geleitet sei.

Er legte die Hand beruhigend auf die Schulter des Sohnes.

„Fasse Dich,“ sprach er. „Dies Urtheil trifft nicht Dich, sondern die, welche es gefällt haben! Dir ist die Verletzung der Pflicht vorgeworfen. Du darfst indessen stolz sein, dieselbe erfüllt zu haben, denn es ist die Pflicht eines Jeden, mag er hoch oder niedrig stehen, die Gesetze zu achten. Davon entbindet kein Stand und keine Stellung.“

„Die Schmach, aus dem Heere ausgestoßen zu sein, bleibt auf mir haften!“ rief Hermann.

„Nenne es nicht Schmach,“ warf Rüling ein. „Noch giebt es Hunderttausende, die es unter diesen Verhältnissen Dir zur Ehre anrechnen.“

Hermann erhob sich langsam, sein Gesicht war blaß, es war, als ob die Jugendkraft in seinen Zügen ausgelöscht wäre.

„Du beurtheilst meine Lage nicht richtig,“ sprach er. „Die meisten meiner Kollegen gehören dem Heere noch als Reserve-Offiziere an — in ihren Augen bin ich entehrt, sie werden — sie müssen sich von mir zurückziehen, und ich habe nicht mehr den Muth, ihnen dreist entgegen zu treten. Mein Beruf, dem ich mit Liebe und Begeisterung mich hingegeben habe, wird mir verleidet werden, man kann mich aus ihm nicht

ausstoßen, aber wie ein Gezeichneter werde ich dastehen und es wird mir nie gelingen, mich in ihm emporzuschwingen."

Rüling war während dieser Worte im Zimmer langsam auf und abgeschritten. Dieselbe Besorgniß hatte sich auch ihm aufgedrängt und er wußte nicht, wie er ihr entgegentreten sollte. Er konnte den Sohn nicht beruhigen, ohne ihn zu täuschen.

Wohl war früher oft der Wunsch in ihm aufgestiegen, daß sein Sohn einst seine Stellung einnehmen möge, er hatte denselben aber unterdrückt und gern zugestimmt, als Hermann sich den Beruf eines Beamten erwählt. Glich derselbe doch der ruhigen und regelmäßigen Arbeit im sicheren Hafen, während er selbst als Redakteur jeden Tag auf die bewegten Wogen des öffentlichen Lebens hinausgerissen wurde. Er hatte sich daran gewöhnt, dem Sturme ruhig entgegenzutreten, er hatte gelernt, das Steuer ohne Bangen in der Hand zu halten, selbst wenn er mitten in die Brandung hineingetrieben wurde, es war ihm zum Bedürfnisse geworden, mit den Wogen zu ringen und zu kämpfen, aber er hatte auch nicht vergessen, wie oft ihm früher gebangt. Für ihn hatte keine Uhr den Schluß der Arbeitsstunde angekündigt und er hatte oft den Arbeiter beneidet, der am Abende, wenn auch ermüdet, zu seiner Familie heimkehrte und sich sagen konnte, nun hast du deine Tagesarbeit gethan, jetzt

kannst du ruhen, das neue Tageswerk beginnt erst am folgenden Morgen. Er stand an einer Maschine, die immer fort und fort arbeitete, wohl konnte er die Leitung für kurze Zeit einer andern Hand anvertrauen, aber auf ihm lastete doch die Verantwortung; er war bei der Arbeit gewesen, selbst wenn er Nachts erwacht war.

Dies Leben der fortwährenden Anspannung hatte er dem Sohne ersparen wollen, nun schien das Geschick ihn auf diese Bahn zu treiben.

„Du hast Recht,“ sprach er endlich. „Ich möchte Dir so gern sagen, daß Du irrst — ich kann es nicht. Du wirst Kränkungen und Zurücksetzungen erfahren, die Dir das Leben verbittern müssen. Gottlob bist Du nicht in der Lage, um Deine Existenz ringen zu müssen. Wenn Du morgen aus dem Staatsdienste ausscheidest, so bin ich in der Lage, Dich so zu stellen, daß Du völlig sorgenfrei leben kannst. Ich bin vermögend, ja ich bin reich, und es wäre Thorheit, wenn ich meinen einzigen Erben meine Erbschaft nicht sofort antreten lassen wollte. Ich stelle Dir mehr Mittel zur Verfügung, als Du verlangen wirst, das bringe bei dem Entschlusse, den Du fassen mußt, mit in Anschlag. Nur übereile nichts.“

Hermann erfaßte dankend die Hand seines Vaters.

„Ehe Du einen Entschluß faßt, besprich Dich mit Toni,“ fuhr Rüling fort. „Sie soll Deine Lebens-

gefährtin werden, deshalb mußt Du sie auch hören, ehe Du eine für Deine Zukunft so wichtige Entscheidung triffst.“

Ueber Hermanns Gesicht zog ein trüber Schatten.

„Sie schrieb mir heute Morgen, daß sie noch einige Zeit fortbleiben werde,“ entgegnete er.

„Das ist vielleicht gut, Hermann, denn Du hast nun Zeit, ruhiger zu werden. Es ist besser, wenn Du Deiner Braut völlig gefaßt entgegentrittst, denn sie darf an der Festigkeit Deines Charakters nicht zweifeln. Der Mann soll ja für die Frau in allen Lebenslagen eine feste Stütze sein.“

„Toni wird mich verstehen, sie kann das, was ich gethan habe, nicht mißbilligen, um so schärfer wird dies ihr Vater thun. Er tadelte bereits, daß ich Tillys Vergangenheit beleuchtet.“

„Der Tadel kann Dich wenig kränken,“ bemerkte Rüling.

„Er kränkt mich, weil Tonis Vater ihn ausgesprochen,“ fuhr Hermann fort. „Eger ist seit einiger Zeit in einer so gereizten Stimmung gegen mich, daß ich nicht ohne Besorgniß in die Zukunft blicke.“

„Seine Anschauungen sind ganz andere als die unsrigen; er begreift uns nicht und will uns vielleicht auch nicht begreifen. Du wirst zum Glücke nie von ihm abhängig sein.“

Der Diener des Kommerzienraths trat in diesem Augenblicke ins Zimmer und überreichte Hermann einen Brief, an dessen Aufschrift dieser sofort Egers Hand erkannte.

„Sollen Sie Antwort bringen?“ fragte Hermann.

„Nein. Der Herr Kommerzienrath sagte mir, Antwort sei nicht nöthig,“ entgegnete der Diener.

Hermann hielt den Brief in der Hand, ohne ihn zu öffnen. Eine bange Ahnung legte sich schwer auf seine Brust.

„Es wird eine Einladung sein oder eine Nachricht über Toni,“ sprach Rüling, dem die Unruhe des Sohnes nicht entging.

Hermann erbrach das Kuvert. Nur einen flüchtigen Blick warf er in den Brief, dann fuhr er taumelnd zurück und preßte die Linke auf die Augen.

„Hermann!“ rief Rüling bestürzt.

Der Sohn reichte ihm, ohne die Hand von den Augen zu ziehen, das Schreiben. Dasselbe lautete:

„Geehrter Herr!

Der Verlust Ihres Offizierpatentes und Ihr Ausschluß aus dem Heere nöthigt mich, Ihre Verlobung mit meiner Tochter aufzuheben. Meine Tochter, die ich telegraphisch davon in Kenntniß gesetzt habe, ist damit einverstanden und läßt Sie durch mich ersuchen, die Briefe, die sie Ihnen geschrieben, ihr zurückzusenden. Selbstverständlich wird auch Ihre Korre-

spondenz dann sofort in Ihre Hände gelangen. Mit Hochachtung

Anton Eger, Kommerzienrath.

Auch Rüling zuckte unwillkürlich zusammen. Er richtete den Blick auf den Sohn, dessen Brust schwer nach Athem rang. Inniges Mitleid erfaßte ihn, denn er sah Hermanns Schmerz und doch erschien ihm der Brief wie eine Erlösung und es war ihm, als ob ein banges Gefühl sich von seiner Brust löse und er freier athmen könne.

Die Ueberzeugung, daß die Verbindung seinem Sohne nicht zum Glücke gereichen werde, hatte sich immer mehr bei ihm ausgebildet und ihm manche Sorge bereitet, nun erschien ihm der Brief wie ein Schnitt, der heftig schmerzte, aber eine sichere Genesung brachte.

„Fasse Dich!“ sprach er, die Hand auf die Schulter des Sohnes legend.

Hermann raffte sich auf.

„Der Brief enthält die Unwahrheit!“ rief er. „Toni weiß nichts von ihm — sie kann es nicht wissen, denn sie liebt mich!“

„Und wenn sie dennoch darum wüßte?“ warf Rüling ein.

„Nein — nein!“ fuhr Hermann erregt fort. „Sie könnte mich nie geliebt haben, wenn es ihr so leicht würde, mich aufzugeben! O, Eger hat es sehr eilig

gehabt! Er kann die Entscheidung des Ehrengerichts nicht früher erfahren haben wie ich, und nicht eine Stunde hat er gezögert, ein Band zu zerreißen, unbekümmert, ob er das Glück zweier Herzen dadurch vernichtet! Aber er täuscht sich in mir! Ich werde zu ihm eilen und ihm ins Gesicht schleudern, daß er die Unwahrheit geschrieben! Er soll mir beweisen, daß Toni mit seinem Briefe einverstanden ist. Er kann es nicht. Er kann auch das Herz seiner Tochter nicht zwingen, seinem Willen zu gehorchen! Mag er sie verstoßen — Toni weiß, wo sie Schutz und Zuflucht findet! Das Alles werde ich ihm sagen, und ich will hören, ob er es wagt, mir die Unwahrheit zu wiederholen!"

„Du darfst nicht zu ihm gehen, denn Du bist zu erregt," warf Rüling ein.

„Ich werde ganz ruhig sein."

„Auch dann, wenn er wiederholt, was er Dir geschrieben?"

„Dann werde ich ihm sagen, daß er ein Lügner ist! Es ist Wahnsinn, zu glauben, daß Toni auf sein Telegramm hin ihre Einwilligung gegeben habe!"

„Und wenn das Alles nun längst vorbereitet gewesen wäre?" bemerkte Rüling. „Wenn Toni nur deshalb mit ihrer Mutter verreist wäre, um den Ausgang abzuwarten? Wie soll Eger von der Entscheidung so schnell Kenntniß erhalten haben, wenn er nicht

Vorbereitungen getroffen hätte, sie sofort zu erfahren? Ich würde gern zu ihm gehen, wenn ich hoffte, Dir nützen zu können, und ich würde mich nicht durch Unwahrheiten abweisen lassen. Die Aufhebung der Verlobung ist eine längst beschlossene Sache gewesen und Eger hat nur auf eine Gelegenheit gewartet, um den Entschluß zur Ausführung zu bringen. Deshalb diese Eile! Er hätte sich ja Zeit nehmen können bis morgen oder übermorgen, er hätte es abwarten können, bis Du Dich beruhigt!"

Hermann schwieg und blickte starr vor sich hin.

„Ich will Dir auch sagen, weshalb er das Band zerrissen hat!" fuhr Rüling fort. „Ich bin die Ursache. Er hoffte durch die Verbindung in mir einen Förderer für seine unsauberen Unternehmungen zu gewinnen, er hat diese Hoffnung sogar gegen mich ausgesprochen, ich habe sie zurückgewiesen. Ich weiß, Du selbst würdest es nie zugegeben haben, daß ich meine Ueberzeugung und meinen ehrlichen Namen für Egers Gewinn zum Opfer gebracht hätte!"

„Und Toni?" warf Hermann, ohne aufzublicken ein.

„Ich glaube nicht, daß sie um die Absichten ihres Vaters gewußt hat — sie wird sich in ihrem Herzen getäuscht haben."

„Nein, denn sie hat mir zu oft gesagt, wie innig sie mich liebe!"

„Sie hat es geglaubt — vielleicht hat sie ihr

eigenes Herz nicht gekannt. Raffe Deinen Stolz auf, er wird Dich am leichtesten über den Schmerz hinweg bringen."

„Ich habe keinen Stolz mehr, denn das Glück meines Lebens ist vernichtet!" rief Hermann. Er warf sich auf einen Stuhl, barg das Gesicht in beiden Händen und weinte leidenschaftlich.

Rüling trat dicht an ihn heran und lehnte des Sohnes Haupt leise an seine Brust. Ihm selbst drängte sich eine Thräne in die Augen.

„Nicht das Glück Deines Lebens, sondern nur Deine Ruhe für Wochen und vielleicht für Monate," sprach er mit bewegter Stimme. „Dein Herz kann nicht glauben, daß Toni Dich nicht mehr liebt, ich würde Dir rathen, ihr zu schreiben, um von ihr selbst die Bestätigung zu erhalten, ob sie sich dem Wunsche ihres Vaters fügt, aber sie würde Dir vielleicht nicht antworten, der Brief könnte auch nicht in ihre Hände gelangen und fieberhafte Unruhe würde dich verzehren. Schenkst Du Deinem Vater vollen Glauben?"

Hermann nickte bejahend.

„Gut, dann werde ich zu ihr reisen, um Dir Gewißheit zu verschaffen. Liebt sie Dich noch wirklich und aufrichtig, dann werde ich Dir mit aller Kraft beistehen gegen ihren Vater, ich werde sie als mein Kind ansehen und schützen, aber wenn sie Dich nicht mehr liebt, dann versprich mir, daß Du mit Stolz

die Erinnerung an die, welche Deiner unwerth ist, zurückweisest.“

„Nein, ich werde zu ihr reisen!“ rief Hermann aufspringend.

„Du darfst es nicht, denn die Aufregung würde für Dich eine zu große sein,“ warf Rüling ein.

„Vater, was ist die Aufregung gegen die Pein, welche ich jetzt empfinde!“ fuhr Hermann fort. „Ich würde Deinen Worten vollen Glauben schenken, aber würde sich nicht doch vielleicht ein Zweifel, ob Du auch jedes Wort richtig verstanden habest, in mir regen? Er würde wachsen und wachsen und mich quälen. Ich selbst muß Toni sprechen. Daß sie mich nicht mehr liebt, glaube ich nur dann, wenn ich es aus ihrem eigenen Munde höre!“

„Wirst Du aber auch die Kraft besitzen, dies hören zu können? Wird Dich ein solches Wort nicht mächtiger erschüttern, als Du jetzt wähnst?“

Hermann schwieg bei diesem Einwurfe — starr blickte er vor sich hin.

„Ich werde es ertragen, weil ich es ertragen muß,“ sprach er dann. „Der Brief ihres Vaters hat mich ja vorbereitet, was ich zu erwarten habe. Ich trage nur noch wenig — wenig Hoffnung in mir, ich will wenigstens wissen, wodurch ich ihre Liebe verloren habe.“

„Ich könnte es Dir sagen,“ sprach Rüling, „doch

es ist besser, Du hörst es von ihr selbst, wenn sie Dir die Wahrheit sagt. Nur eine Bitte will ich Dir ans Herz legen: beherrsche Dich, so tief Du auch erschüttert sein magst. Es ist mit Deiner Liebe ein frevelhaftes Spiel, eine unwürdige Berechnung getrieben, dem gegenüber vergiß nicht, was Du Deiner Ehre schuldig bist."

„Ich werde es nie vergessen," versicherte Hermann.

Neuntes Kapitel.

In trüber, verzweiflungsvoller Stimmung langte Hermann am folgenden Tage in dem Orte, in dem Toni mit ihrer Mutter sich befand, an. Der Zusammenbruch seines Glückes hatte ihn gewaltig erschüttert, sein Gesicht war bleich, aus seinen Augen schien der Glanz geschwunden zu sein.

Die eine Frage: „Weshalb liebt Toni Dich nicht mehr?“ hatte er sich wohl hundertmal vorgelegt, ohne eine Antwort zu finden. Er wollte seinem Vater nicht glauben, daß sie ohne Widerstand dem Willen ihres Vaters folge, und doch blieb ihm keine andere Erklärung übrig,

Aeußerlich erschien er ruhig, es war aber nur die Ruhe einer dumpfen Verzweiflung.

Er ging zu dem Hause, in welchem Toni mit ihrer Mutter bei Verwandten wohnte, er ließ sich anmelden und erhielt die Antwort, daß weder Toni noch deren Mutter zu sprechen sei. Er hätte laut

auflachen mögen vor Erbitterung. Hatten sie nicht den Muth, ihm entgegenzutreten?

In sein Hotel zurückgekehrt, schrieb er an Toni in wenigen Zeilen, daß er sie zu sprechen dringend wünsche, daß er sie nothwendig sprechen müsse. „Ich will Dir keine Szene bereiten, sondern nur aus Deinem Munde hören, weshalb Du Dein mir gegebenes Wort zurücknimmst,“ fügte er hinzu.

Diese Zeilen sandte er an Toni und erhielt schon nach kurzer Zeit eine Antwort von der Hand ihrer Mutter. Die Kommerzienräthin schrieb ihm:

„Geehrter Herr!

Im Namen und Auftrage meiner Tochter ersuche ich Sie, jeden Versuch, dieselbe zu sprechen, aufzugeben. Nachdem das Verhältniß, welches meine Tochter mit Ihnen verband, gelöst ist, würde ein Zusammentreffen nur dazu dienen, um sowohl Ihnen wie meiner Tochter eine unnöthige Aufregung zu bereiten, denn es läßt sich nicht die Hoffnung daran knüpfen, das einmal gelöste Band wieder herzustellen. Trifft meine Tochter ein Vorwurf, so ist es der, daß sie ihr Herz verschenkt hat, ohne dasselbe genau geprüft zu haben. Sie hat sich in ihrem eigenen Herzen geirrt, und ich halte Sie selbst für zu gerecht denkend, als daß Sie wünschen könnten, sie solle diesen Irrthum mit dem Glücke ihres ganzen Lebens bezahlen. Ihre ergebene

Louise Eger.“

Hermann durchlas diese wenigen Zeilen zweimal — er glaubte ihnen nicht. Eger hatte ihm geschrieben, daß er genöthigt sei, die Verlobung aufzuheben, weil er sein Offizierspatent verloren habe — wer hatte die Unwahrheit geschrieben? Oder konnte ihn Toni nicht mehr lieben, weil er nicht mehr Reserve-Lieutenant war? Es war ja möglich, daß ihr Herz nur durch die Uniform, die er dann und wann getragen hatte, gefesselt war! Er lachte bei diesem Gedanken erbittert auf.

Aber weshalb hatte Toni ihm nicht selbst geschrieben? Wenige Worte von ihrer Hand würden ihm Gewißheit gegeben haben. Konnte sie nicht durch ihre Eltern zu der Aufhebung der Verlobung gezwungen sein? Gewißheit wollte er haben — Gewißheit!

Ohne zu überlegen, eilte er zum zweiten Male zu dem Hause, in welchem Toni wohnte. Erregt zog er heftig an der Klingel der Hausthür. Ehe die Thüre geöffnet wurde, hörte er drinnen eine Stimme fragen: „Wer ist dort?“ Es war Toni's Stimme. Unwillkürlich zuckte er zusammen. Kaum hatte die Dienerin die Thür aufgeschlossen, so trat er hastig ein. Er stand vor der, die er zu sprechen wünschte.

„Ich bin es!“ rief er. „Ich bin gekommen, um aus Deinem Munde zu hören, ob ich getäuscht bin oder nicht. Das ist sehr wenig, was ich verlange und das — das wirst Du mir nicht abschlagen.“

Das Blut war aus Tonis Gesichte gewichen, sie wollte fliehen, aber die Füße schienen ihr die Kraft zu versagen. Regungslos, zitternd stand sie da. Ihre Mutter war mit ihrer Tante fortgegangen, sie war mit der Dienerin allein — konnte sie in deren Gegenwart Hermann zurückweisen?

„Kommen Sie,“ sprach sie, indem sie in ein Zimmer trat.

Hermann hatte auf die Geliebte zueilen und sie umarmen wollen, denn sie war ja dieselbe noch, da konnte sie auch innerlich keine andere geworden sein. Das eine Wort: „Sie,“ welches sie sprach, drängte mit einem Male die in ihm aufwallende Liebe zurück. Schneller und stärker hätte ein Sturz kalten Wassers ihn nicht abkühlen können, als dies eine kalte Wort, denn es gab ihm die Gewißheit, daß er Tonis Liebe nicht mehr besaß.

„Sie — Sie!“ rief er erbittert und verzweifelt zugleich, indem er ihr in das Zimmer folgte. „Dies ist das erste Wort, mit dem Du mich begrüßt! Wie schnell Dein Mund dasselbe wieder gelernt hat, nachdem Du mir das „Du“ so oft und so zärtlich zugeflüstert.“

Toni war bleicher geworden, aber sie schien ihre Fassung wieder gewonnen zu haben, wennschon ihr ganzer Körper leise zitterte.

„Ich hoffte, Sie würden mir und sich selbst diesen

Auftritt erspart haben," sprach sie. „Haben Sie den Brief meiner Mutter nicht erhalten?"

Wie kalt diese Worte klangen! Es war ihm, als ob ein eisernes Band mit tausend Stacheln um seine Brust geschnürt werde, so fest, daß ihm der Athem fehlte. Das war die Liebe und Treue, die sie ihm so oft zugeflüstert! War nicht das wechselnde Wetter eines Apriltages beständig gegen ihr Herz? Die Schmerzen in seiner Brust überwältigten ihn fast.

„Das hast Du gehofft!" rief er. „So viel Gutmüthigkeit hast Du mir doch zugetraut, daß ich all Deine Schwüre vergesse, daß ich mich wie ein Spielzeug, dessen Du überdrüssig geworden, bei Seite werfen lasse, und nur darauf bedacht sei, Deine Ruhe nicht für einen Augenblick zu stören! Aber ich kann Dir für dies Zutrauen nicht einmal danken, denn ich verdiene es nicht! Dein Vater hat ja auch nicht gefragt, ob er durch seinen Brief meine Ruhe störe! Sei indessen unbesorgt, ich will Dir keinen Auftritt bereiten, ich will nur aus Deinem Munde hören, ob der Brief Deines Vaters Deinen Willen enthält, ob die Zeilen Deiner Mutter wirklich das sagen, was Du mir selbst zu sagen hast!"

Toni stand noch immer regungslos da; sie hatte sich mit der Rechten auf einen Tisch gestützt, um sich aufrecht zu halten, ihre Lippen waren fest geschlossen ihre Augen hafteten auf dem Fußboden.

„Ja," erwiderte sie leise. Es schien ihr schwer zu werden, dies Wort hervorzubringen.

„Ja!" wiederholte Hermann fast aufschreiend, sein Herz hatte doch eine andere Antwort erwartet. „Dein Herz hat sich also geirrt, es fühlt keine Liebe mehr, weil ich nicht mehr die Uniform eines Reserve-Lieutenants trage! Wärst Du wenigstens ehrlich gewesen und hättest mir von Anfang an gesagt, was Du an mir liebest!"

Ueber Tonis hübsches Gesicht zuckte es unwillig hin.

„Ich habe mich in meinem Herzen geirrt," sprach sie mit leise bebender Stimme. „Es fühlte sich nicht stark genug, um die Kämpfe, die schon jetzt zwischen Ihnen und meinem Vater aufstiegen, zu ertragen, denn ich liebe meinen Vater!"

„Trug ich die Schuld?" rief Hermann. „Durfte ich stillschweigend ertragen, daß Dein Vater über den meinigen stets in geringschätzender Weise sprach? Weißt Du auch, weshalb er es that? Weil mein Vater gewisse Unternehmungen in seinem Blatte nicht unterstützen wollte, weil er zu ehrlich war . . . ."

„Herr Rüling, beleidigen Sie meinen Vater nicht," unterbrach ihn Toni. „Ich stehe Ihnen in diesem Augenblicke allein und schutzlos gegenüber, wollen Sie das benutzen, um mich zu kränken?"

Hermann raffte sich zusammen, er erkannte zu deutlich, daß zwischen ihm und Toni eine Kluft ent-

standen war, die sich nicht mehr überbrücken ließ. Mochte sein Herz noch so schmerzhaft zucken, er preßte die Hand auf die Brust, um dies Zucken zu unterdrücken.

„Nein, ich will Sie nicht kränken!“ rief er. „Ich bin Ihnen ja zu Dank verpflichtet, weil Sie mich gelehrt haben, daß die Liebe nicht mehr ist als eine Thorheit, als ein Spiel, dessen Sie schon nach so kurzer Zeit überdrüssig geworden sind, weil es mit den Berechnungen Ihres Vaters nicht stimmt! Haha! Und ich Narr habe wirklich an Liebe geglaubt!“

Er stürzte mit diesen Worten fort aus dem Zimmer.

Toni starrte auf die Thür, die sich hinter ihm geschlossen. Der Vorwurf, daß sie sich an einem edlen Herzen versündigt, das Gefühl, daß sie ihrem Vater zu viel Gehör geschenkt, tauchte in ihr auf, ihr Herz schlug doch noch für Den, den sie so kalt zurückgewiesen. Noch ließ sich vielleicht alles sühnen.

„Hermann — Hermann!“ rief sie laut und eilte mit ausgebreiteten Armen der Thür zu. Es war zu spät, der Gerufene hörte sie nicht mehr, denn er hatte bereits das Haus verlassen . , . .

Sie sank auf einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, denn sie hatte ein Glück von sich gestoßen, wie sie es vielleicht nie — nie wieder erlangte!

Hermann war heimgekehrt, gebrochen, muthlos. Alles, was vor ihm lag, erschien ihm grau und düster.

Bei dem Gerichte, dem er als Referendar zugewiesen war, kam er um Urlaub ein, und derselbe wurde ihm gewährt. Er sprach gegen seinen Vater den Wunsch aus, auf einige Zeit zu verreisen.

„Derselbe Gedanke ist in mir aufgetaucht, und doch bitte ich Dich, bleib hier!“ entgegnete Rüling. „Du wünschest zu reisen, um Dich zu zerstreuen und zu vergessen, aber allein auf Dich angewiesen, würdest Du dies am Wenigsten erreichen. Ich weiß, daß in solcher Stimmung die Reise spurlos an Dir vorübergehen würde, Dein Auge würde blind sein gegen alle Eindrücke, weil Du nur an das Geschehene denken würdest. Glaubst Du, daß Jemand, der sich unglücklich fühlt, einen Blick hat für die schönste Gegend oder das prächtigste Kunstwerk? Hier wirst Du am schnellsten überwinden und hier kann ich Dir jede Stunde zur Seite stehen. Man schickt einen Kranken nicht auf Reisen, sondern nur den Genesenden, wenn die Gefahr vorüber ist und das neu erwachte Leben neues Interesse gewinnt. Und noch ein anderer Wunsch, daß Du hier bleibst, leitet mich. Du hast Dir keinen Vorwurf zu machen, willst Du den Schein auf Dich laden, daß Du nicht den Muth habest, den Menschen offen ins Auge zu sehen? Du warst noch ein Kind, als ich wegen eines Artikels zu drei Monat Gefängniß

verurtheilt wurde. Ich hatte Mißstände und Uebergriffe der Polizei aufgedeckt, ich hatte die volle Wahrheit geschrieben und die Thatsachen von einigen Beamten selbst erfahren. Der Artikel machte gewaltiges Aufsehen, ich wurde angeklagt und sah der Gerichtsverhandlung mit Ruhe entgegen, denn ich verließ mich auf meine Zeugen. Aber vor dem Richter ließen mich die Zeugen, die vorher beeinflußt waren, im Stiche, deshalb wurde ich verurtheilt. Die Strafe traf mich hart. In dem Gefängniß wurde ich härter behandelt als mancher Verbrecher, man wollte mich demüthigen und doppelt strafen. Ich habe in den drei Monaten unsagbar gelitten, es drängte sich mir das Gefühl auf, daß ich Niemand wieder offen und unbefangen unter die Augen treten könne, ich wußte, daß mich die Meisten für schuldig halten würden, weil ich verurtheilt war, und ich faßte den Entschluß, auf längere Zeit zu verreisen und Allen auszuweichen, mit denen ich bekannt war, denn ich fürchtete mich, ihnen zu begegnen. Sieh, da war es Deine Mutter, die mich bat, hier zu bleiben. Sie sagte mir, wenn ich verreise, werde ich den Verdacht erwecken, daß Andere vergessen sollten; wer sich ohne Schuld fühle, brauche sich nicht zu scheuen, Jedem offen entgegenzutreten. Ich blieb und habe erkannt, wie Recht sie hatte. Es haben schon nach kurzer Zeit nur Wenige noch geglaubt, daß ich schuldig gewesen sei.“

Hermann blieb.

Aber er lebte zurückgezogen von allen Menschen, denn er hatte Toni wirklich geliebt, und sein Herz konnte nicht so schnell überwinden. Er konnte auch nicht vergessen, daß er wie ein Ehrloser aus dem Heere gestoßen war, da er doch nur seiner innersten Ueberzeugung gefolgt war.

Tilly benutzte dies Alles zu seinen Gunsten. Er stellte es so dar, als ob ihm sowohl durch das Ehrengericht wie durch den Bankier die glänzendste Genugthuung gegeben sei. Hermann beschuldigte er offen der Feigheit, und Manche glaubten in der That, daß Hermann der Muth gefehlt habe, das Duell anzunehmen.

Auch dem Maler gegenüber sprach er in diesem Sinne. Kalinka war über diesen Ausgang auf das Heftigste erbittert. Jeder seiner Pläne scheiterte seit einiger Zeit. Er hatte Tilly zu dem Duelle getrieben, um sich des Nebenbuhlers zu entledigen. Und wenn Hermann auch in dem Duelle geblieben wäre, was hätte es ihn gekümmert, Tilly hätte fliehen müssen, oder er wäre bestraft und dadurch für ihn unschädlich geworden. Nun war der Gegner aus der ganzen Angelegenheit wie ein Sieger hervorgegangen, derselbe hatte auch der Baronin dies so dargestellt, und Charlotte von Ortho hob den Muth des Lieutenants rühmend hervor.

Kalinka verbarg seinen Groll in meisterhafter Weise. Er lächelte, als Tilly sich ihm gegenüber mit Hermann's Niederlage brüstete.

„Sie hätten allerdings keine bessere Genugthuung wünschen können," entgegnete er. „Ich hoffe, nun werden Sie mit Ihrem Gegner ausgesöhnt sein."

„Noch nicht!" rief der Lieutenant. „Mein Zorn verraucht nicht so schnell; aber er vermeidet es sehr sorgfältig, mir zu begegnen, weil er weiß, was er von mir zu erwarten hat."

„Tilly, ich an Ihrer Stelle würde ein ganz anderes Mittel anwenden," fuhr Kalinka fort. „Sie wollen ihn öffentlich züchtigen, dadurch nehmen Sie aber die Meisten gegen sich ein."

„Lächerlich! Was kümmern mich die Menschen!"

„Und wenn Rüling nun Ihren Schlag erwidert? Er ist groß und stark. Sie unterschätzen seine Kräfte! Wenn er auf Ihr Vorhaben vorbereitet ist, einen Revolver aus der Tasche zieht und Sie niederschießt?"

„Pah! Es fehlt ihm ja der Muth, zu schießen!"

„Sie irren sich in ihm; ich würde anders handeln."

„Sie?" rief Tilly.

„Mich wundert, daß Ihnen der Gedanke noch nicht selbst gekommen ist. Verloben Sie sich mit der Tochter des Bankiers — das wird ihn am Meisten ärgern. Er liebt sie noch und ich bin überzeugt, daß er sie Niemand weniger gönnen wird, als Ihnen. Dies

wäre die feinste Rache, die Sie an ihm nehmen könnten!“

„Wahrhaftig, Sie haben Recht!“ rief Tilly, dem diese Idee sehr zu gefallen schien. „Ein famoser Gedanke, den ich Ihnen gar nicht zugetraut hätte, aber es geht doch nicht.“

„Weshalb nicht?“

„Bürgerlich, das paßt mir nicht.“

„Haben Sie Ihre Ansichten so schnell geändert?“

„Ja. Das Heirathen pressirt bei mir nicht, und ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Baronin besser zu mir paßt. Nun ich nicht mehr aktiv bin, muß ich doppelt auf Stand sehen. Das werden Sie begreifen.“

„Nicht ganz,“ gab der Maler zur Antwort, der mit Mühe seinen Aerger verbarg. „Ich meine, bei Ihrem Vermögen haben Sie nicht nöthig, irgend welche Rücksichten zu nehmen.“

„Kalinka, das verstehen Sie nicht, weil auch Sie bürgerlich sind,“ fuhr Tilly fort. „Ich habe noch einen anderen Grund.“

„Ich bin sehr neugierig, denselben kennen zu lernen,“ warf der Maler ein.

Tilly hatte die Beine weit von sich gestreckt und sich auf dem Stuhle zurückgelegt. Langsam blies er den Rauch seiner Cigarre in die Luft.

„Ich hasse den Oberst,“ sprach er. „Er hat mich

gezwungen, um meinen Abschied einzukommen, ihm verdanke ich auch die vierzehn Tage Arrest, das werde ich nie vergessen. Ich will mich an ihm rächen, ich will ihn ärgern. Wenn ich Eger's Tochter heirathe, so wird ihm das sehr gleichgiltig sein, aber wenn ich die Baronin heimführe, so wird ihn das ärgern."

„Weshalb? Glauben Sie, daß er sich selbst auf die Baronin Hoffnung macht? Er ist ja verheirathet!" entgegnete Kalinka.

„Lächerlich! Er wird sich trotzdem ärgern, weil er sie mir nicht gönnt!"

Kalinka lachte laut auf, nur um seinen Unwillen zu verbergen.

„Wissen Sie so genau, daß ihn das ärgern wird?" rief er. „Nach meiner Ueberzeugung wird es dem Obersten sehr gleichgiltig sein."

„Ich werde, sobald ich die Baronin geheirathet habe, ein sehr großes Haus machen," fuhr Tilly ruhig fort, als ob er den Einwurf des Malers gar nicht gehört habe. „Ich werde feine Gesellschaften geben und alle Honoratioren der Stadt einladen, ihn natürlich nicht. Das muß ihn ärgern!"

„Sie rechnen zu den Honoratioren doch auch das Offizierkorps?" warf Kalinka ein.

„Natürlich!"

„Dann haben Sie eins vergessen. Sobald Sie den Oberst in auffallender Weise umgehen, so bedarf

es nur eines deutlichen Winkes durch ihn, und kein Offizier wird Ihr Haus ferner betreten.“

„Lächerlich! Er ist zu stolz, um das zu thun!“

„Und wenn er es thut?“

Tilly blickte den Maler einen Augenblick forschend an, denn diese Möglichkeit schien er nicht recht erwogen zu haben.

„Lächerlich!“ rief er dann, indem er die brennende Cigarre aus dem offenen Fenster warf, unbekümmert, ob sie einem Vorübergehenden auf den Kopf fiel. „Lächerlich! Dann würde ich ihn fordern!“

„Sie haben bis jetzt wenig Glück damit gehabt,“ warf Kalinka spöttisch ein.

Tilly sprang heftig auf.

„Kalinka, keine Beleidigung, sonst werde ich selbst von Ihnen Genugthuung verlangen!“ rief er.

„Tilly, Sie sind doch ein unverbesserlicher Hitzkopf,“ gab der Maler ruhig zur Antwort. „Weil ich als aufrichtiger Freund ganz offen zu Ihnen spreche, fahren Sie auf. Der Oberst würde Ihre Forderung dem Ehrengerichte vorlegen und dasselbe würde ohne Zweifel dieselbe verwerfen, das werden Sie mir selbst zugestehen müssen. Nun wollen Sie mich fordern. Ich würde es annehmen. Als Geforderter hätte ich den ersten Schuß, ich würde in die Luft feuern — hätten Sie dann den Muth, mich todt zu schießen?“

„Nein!“

„Aber hinterher würde ich Sie malen, wie Sie sehr verblüfft dastehen, und da würde ich alle Lacher auf meiner Seite haben. Fordern Sie mich deshalb nicht!“

Der Maler streckte mit dem gutmüthigsten Gesichte dem Lieutenant die Hand entgegen. Tilly nahm dieselbe an, aber nicht ohne einiges Zögern.

„Sie haben eine so niederträchtig spöttische Art, das ärgert mich oft!“ rief er.

„Wenn Sie etwas mehr Scharfblick und Menschenkenntniß besäßen, so würden Sie trotzdem zu der Ueberzeugung gelangt sein, daß ich Ihr ehrlichster Freund bin,“ gab Kalinka zur Antwort. „Es wäre ja leicht, Ihnen etwas zu schmeicheln, weil Sie sehr empfänglich dafür sind; wäre ich nicht Ihr Freund, so würde ich dies thun!“

„Es ist lächerlich! Ich ärgere mich eigentlich immer über Sie, und trotzdem kann ich Ihnen nicht böse sein!“ rief Tilly.

„Bester Freund, das verlange ich ja gar nicht!“ unterbrach ihn der Maler lachend, und selbst der Lieutenant stimmte in dies Lachen mit ein.

Kalinka schätzte den Lieutenant sehr gering, er wußte, daß er ihm an Klugheit zehnmal überlegen war, aber Tilly erschien ihm um so gefährlicher, weil er unberechenbar in seinen Ansichten und Neigungen war. Dieselben wechselten wie das Wetter an einem

Apriltage. Sonnenschein und Schneegestöber in einer Stunde. Wie bei einem flachen See, so rief auch bei ihm jede Erregung einen starken Wellenschlag hervor, und der Baronin gefiel dies, denn auch ihr fehlte es an Tiefe. Sie langweilte sich, deshalb war ihr Alles willkommen, was ihr Abwechselung bot.

Er schloß sich Tilly möglichst eng an, um die Thorheiten desselben zu überwachen und möglichst großen Einfluß auf ihn auszuüben.

Es war ein herrlicher Sonntag-Nachmittag, als er mit Tilly zu einem mehrere Stunden von der Stadt entfernten See fuhr. Der mitten im prächtigen Walde gelegene See wurde von den Bewohnern viel besucht, weil die Eisenbahn in seiner Nähe vorüberführte und kaum eine halbe Stunde von ihm entfernt ein Anhaltspunkt sich befand. Wer indessen eine Equipage besaß, pflegte den Weg, der meist im Walde hinführte, im Wagen zurückzulegen.

Tilly hatte freilich noch einen anderen Grund, weshalb er einen Wagen gemiethet. Die Restauration, welche sich am See befand, genügte ihm nicht, er hatte deshalb in dem Sitze des Wagens eine Anzahl Flaschen Wein unterbringen lassen. Dieser Wein hatte bei Kalinka bereits eine Mißstimmung hervorgerufen. Sie waren von der Baronin aufgefordert, sie abzuholen, um zugleich mit ihr zum See zu fahren, er hatte sich bereits einen Plan ausgesonnen, um in

dem Wagen der schönen Frau einen Platz zu gewinnen, das Verpacken des Weins, auf dem Tilly eigensinnig bestanden, hatte viel Zeit in Anspruch genommen, und als sie endlich vor dem Hause der Baronin vorgefahren, war ihnen durch den Diener derselben mitgetheilt, daß sie bereits vorausgefahren sei.

Auch Tilly ärgerte sich anfangs darüber.

„Lächerlich!“ rief er. „Wir haben gar keine Zeit so genau verabredet.“

„Ich glaube doch, aber Ihr Wein hat uns so lange aufgehalten. Die Baronin wird uns nicht für sehr rücksichtsvoll halten,“ gab Kalinka zur Antwort.

„Haha! Ich schiebe die Schuld auf Sie!“ rief Tilly lachend.

„Das werden Sie nicht thun!“

„Weshalb nicht? Ihnen kann es doch gleichgiltig sein, ob die Baronin etwas unwillig über Sie ist!“

Durchaus nicht, denn ich mag mir nicht den Vorwurf machen lassen, gegen eine Dame rücksichtslos gewesen zu sein.“

Tilly schienen diese Worte zu ärgern, denn er lehnte sich in dem Wagen zurück und pfiff eine Opernmelodie. Sie fuhren im Walde dahin und näherten sich dem See. Zahlreiche Spaziergänger begegneten ihnen, denn der schöne Tag hatte Viele ins Freie gelockt.

Der Wagen rollte an zwei jungen Mädchen vorbei, die Arm in Arm, von einem jungen Manne begleitet, dem See zuschritten.

Tilly, der bei der Begegnung jedes jungen Gesichtes sich aus dem Wagen bog, fuhr unwillkürlich zurück, eine leichte Röthe glitt über sein Gesicht hin.

„Haben Sie sie gesehen?“ wandte er sich an seinen Begleiter.

„Gewiß, Marie Soltau?“

„Sie ist schöner, denn je!“

„Sie hat ihren Bruder lange Zeit gepflegt und ist selten in die Luft gekommen, das hat ihr einen zarteren Teint und geistigeren Ausdruck gegeben.“

„Der Mensch — ihr Bruder scheint nicht hier zu sein,“ fuhr Tilly fort, indem er sich zurückbog, um das Mädchen mit seinen Augen verfolgen zu können.

„Nein,“ gab Kalinka, dem plötzlich ein Gedanke durch den Kopf hinschoß, lächelnd zur Antwort. Er las auf Tilly's Gesicht die Erregung, in welche der Anblick Marien's ihn versetzte. Wenn er dieselbe schürte! Wenn der Schwankende aufs Neue versuchte, dem Mädchen sich zu nähern, und die Baronin dies sah! Dieser Gedanke gefiel ihm ungemein. „Der Bruder ist vor wenigen Tagen durch den Doktor Rüling, der die ganzen Kosten trägt, zu seiner völligen Herstellung in ein Bad geschickt. Aber Sie haben Recht, das Mädchen hat sich auffallend verschönt. Es

liegt auf seinem Gesicht ein Hauch wie das Erwachen des Frühlings."

„Wer ist es, mit dem sie geht?" fragte der Lieutenant.

„Tilly, meinen Sie, ich kenne alle Menschen in der Stadt?" fuhr der Maler lachend fort. „Ich glaube aber doch, es Ihnen sagen zu können. Das junge Mädchen ist eine Freundin von ihr und der Jüngling der Bruder der Freundin. Beide haben sie zu dem Ausfluge nach dem See mitgenommen, um ihr nach der langen Krankenpflege frische Luft und etwas Zerstreuung zu verschaffen, denn ihr Vater gönnt sich keine Zeit zum Vergnügen."

„Woher wissen Sie das?"

„Ich vermuthe es."

Tilly zuckte mit der Schulter.

„Fragen Sie sie doch selbst," fuhr Kalinka fort. „Sie suchen ihr zu begegnen, fragen nach ihrem Bruder, natürlich theilnehmend, und wenn Sie geschickt sind, können Sie Manches, was Sie früher verdorben haben, wieder gut machen."

Der Lieutenant sah seinen Begleiter prüfend und mißtrauisch von der Seite an.

„Heute nicht — ich muß mich der Baronin widmen," entgegnete er und trieb den Kutscher zu größerer Eile an.

Unmittelbar nach Charlotte von Ortho erreichten

auch sie die Restauration am See. Tilly sprang aus dem Wagen und eilte auf sie zu.

„Gnädige Frau, ich bin in großer Angst und Sorge gewesen!“ rief er.

„Weshalb?“ fragte die Baronin, auf deren hübschem Gesichte ein leiser Zug der Mißstimmung nicht zu verkennen war.

„Ich glaubte, Sie seien uns entflohen, weil Sie uns nicht erwartet haben!“

„Ich mußte vermuthen, daß Sie unsere Verabredung vergessen, und fuhr deshalb allein.“

„Ich vergessen!“ rief Tilly. „Ich war in Verzweiflung, weil der Kutscher uns im Stiche ließ; ich hätte den Menschen niederschießen können — auf Ehre! Fragen Sie Kalinka!“

Der Maler lächelte ruhig, mit einem leisen Anfluge von Spott.

„Berufen Sie sich nicht auf Ihren Freund, dessen Gesicht ist ehrlicher, als Ihr Mund,“ bemerkte die Baronin.

Tilly betheuerte seine Unschuld und die Wahrheit seiner Worte, Charlotte von Ortho hörte kaum auf ihn, sie wandte sich an Kalinka. Zusammen gingen sie in den Wald, denn der Raum rings um die Restauration war mit Menschen erfüllt.

Die Baronin war sehr schlecht gelaunt. Vergebens überhäufte Tilly sie mit Schmeicheleien und versuchte

Alles, um sie heiter zu stimmen, es gelang ihm nicht. Sie blieb kalt, auch gegen Kalinka, der sich ärgerte, daß sie die Schmeicheleien des Lieutenants nicht zurückwies.

Die Unterhaltung war eine gezwungene und stockte jeden Augenblick, da Kalinka nur wenig sprach. Es war sehr warm und schwül geworden und selbst in dem Schatten der Bäume war es drückend.

Die Baronin war ermüdet, sie nahm Tilly's Arm, den ihr derselbe fast aufdrängte, aber schon nach kurzer Zeit lehnte sie denselben wieder ab.

„Mir wird zu heiß!" sprach sie. „Ich halte unseren Ausflug überhaupt für einen verunglückten, denn ich würde jetzt in meinem Garten viel kühler und bequemer sitzen. Mich quält der Durst und hier giebt es nicht einmal einen Tropfen Wasser, um die Lippen zu netzen. Der Gedanke, zu der Restauration zurückzukehren, widerstrebt mir, denn das Sonntagspublikum, welches jeden Raum dort einnimmt, ekelt mich an. Herr Kalinka, waren Sie es nicht, der diesen Ausflug in Vorschlag gebracht hat?"

„Ja," gab der Maler kurz zur Antwort.

„Ich kann Ihnen dafür nicht dankbar sein," fuhr Charlotte von Ortho fort. „Es ist entsetzlich heiß, die Luft erstickt mich fast!"

Sie preßte das feine Spitzentuch, welches sie in

der Hand hielt, auf die Stirn und lehnte sich erschöpft an einen Baum.

„Folgen Sie mir nur noch hundert Schritte, ich führe Sie an einen prächtigen und frischen Quell!“ rief Tilly.

„Lassen Sie uns zurückkehren, hier fließt kein Quell,“ warf Kalinka ein.

„Ich halte Wort! Gnädige Frau, wem schenken Sie mehr Glauben?“ rief der Lieutenant.

Die Baronin zögerte mit der Antwort; ihr Auge glitt prüfend über Beide hin.

„Gut, ich will Ihnen folgen,“ rief sie dann, Tilly's Arm erfassend. „Kalinka behauptet, hier gebe es keinen Quell, Sie versichern das Gegentheil — ich bin neugierig, wer Recht hat; nur führen Sie mich nicht zu weit, denn ich bin erschöpft.“

„Höchstens zweihundert Schritt, auf Ehre!“ betheuerte Tilly. „Ich würde es nie wagen, Sie zu täuschen.“

Kalinka folgte schweigend. Er begriff Tilly nicht, denn daß kein Quell in der Nähe war, wußte er genau, da er diese Gegend zu oft durchstreift hatte.

Sie mochten hundertundfünfzig Schritt gegangen sein, als der Lieutenant in ein dichtes Gebüsch einbog. In zuvorkommendster Weise hielt er die Zweige zurück, um der Baronin das Gehen zu erleichtern. Sie ge=

langten an eine kleine, rings von dichtem Gebüsch umgebene Wiese.

„Hier ist meine Quelle," rief Tilly.

„Ah!" entfuhr es den Lippen der Baronin, denn kaum zwanzig Schritte von ihr entfernt sah sie im Schatten einer Eiche ein Tuch auf dem grünen Rasen ausgebreitet, daneben stand ein Kübel mit Eis, aus dem die Köpfe von Weinflaschen hervorragten.

„Gnädige Frau, von einem Wasserquell habe ich nicht gesprochen," fuhr der Lieutenant fort, „Sie verlangten nach einer Erfrischung, ich hoffe, sie wird Ihnen nicht unwillkommen sein. Ich hatte vorausgesehen, daß der Weg Sie erschöpfen werde."

„Eine reizende Aufmerksamkeit!" rief Charlotte von Ortho. „Herr von Tilly, künftighin werde ich Ihnen mehr Glauben schenken. Sie sind ein Zauberer!"

Der Maler lächelte, aber er preßte erbittert die Zähne aufeinander. Er hätte den Lieutenant vernichten können.

„Nun, Kalinka, räumen Sie ein, daß Sie besiegt sind," rief Tilly, der seine Freude über die Worte der Baronin nicht verbergen konnte.

„Ich muß wohl," bemerkte der Gefragte lächelnd.

„Hoffentlich werden auch Sie meinen Quell nicht verschmähen! Es ist mir heute zum ersten Male gelungen, auch Sie zu überraschen. Haha! Dies ist meine Idee!" fuhr Tilly fort, indem er ein Glas

mit dem kühlen Weine füllte und der Baronin reichte.

Charlotte leerte das Glas auf einen Zug, sie fühlte sich neu belebt und streckte dem Lieutenant die Hand entgegen.

„Eine reizende Idee!“ wiederholte sie. „Nie hat mir ein Glas Wein so gut geschmeckt. Wie haben Sie dies nur so schnell und heimlich ausführen können!“

Tilly fühlte sich ungemein geschmeichelt.

„Um Ihren Beifall zu erringen, würde ich das Unmöglichste möglich gemacht haben!“ versicherte er. „Geben Sie mir Gelegenheit, Ihnen einen wirklichen Dienst erweisen zu können. Jetzt lassen Sie uns auf Ihr Wohl trinken!“

Die Stimmung wurde bald eine sehr heitere, die Baronin war in bester Laune. Kalinka trank hastig, um seinen Aerger niederzukämpfen, und bald übte auch auf ihn der Wein seine Wirkung. Er scherzte und lachte, und Tilly fühlte sich durch die Freundlichkeit der schönen Frau zu hochbeglückt, um zu bemerken, daß aus den Scherzen doch ein leiser Ton der Erbitterung klang.

Flasche auf Flasche wurde entkorkt, und Tilly versicherte, daß man Wein eigentlich nur im Liegen trinken dürfe. Er lag nämlich zu Füßen der Baronin, die sich auf den Rasen niedergelassen hatte, und das behagte ihm.

Kalinka machte endlich darauf aufmerksam, daß ein Gewitter heraufziehe. Schon fuhren einzelne Windstöße durch die Wipfel der Bäume. Tilly behauptete in seiner Weinlaune, es sei lächerlich, sich vor einem Gewitter zu fürchten, der frische Wind thue sogar ungemein wohl. Charlotte von Ortho schien indessen wenig Lust zu haben, durchnäßt zu werden, und trieb zum Aufbruche.

Das Wetter rückte immer näher heran, die Windstöße arteten fast in einen Sturm aus. Dunkle Wolken, aus denen unaufhörlich Blitze niederfuhren, bedeckten den Himmel, es war fast unheimlich dunkel im Walde. Tilly führte die Baronin und suchte die Angst derselben durch Witze zu vertreiben.

„Gnädige Frau, sehen Sie mich als einen Blitzableiter an, dann wandeln Sie ganz sicher an meiner Seite!“ rief er. „Ich begreife Ihre Furcht nicht, denn das Donnern und Blitzen macht mir Spaß! Auf Ehre! Ich hatte eine alte Tante, die fürchtete sich vor dem Donner. Lächerlich! Der Donner ist ganz unschädlich, ich versichere Sie, unschädlich wie ein unschuldiges Kind!“ Er war stolz auf seine Kenntnisse.

Die Baronin antwortete nicht, denn die Angst und Eile benahmen ihr den Athem.

Kalinka folgte in heftigster Erbitterung, denn er konnte sich nicht verhehlen, daß der Lieutenant ihm den Rang abgelaufen habe. Er wünschte, daß ein

Blitz niederfahren und Tilly treffen möge, der sich ja gerühmt hatte, ein Blitzableiter zu sein. Es fielen nur wenige große Regentropfen und er sehnte sich, daß der Himmel alle seine Schleusen öffnen möge, um seine heiße, brennende Stirn zu kühlen. Was lag ihm daran, ob er durchnäßt wurde, er gönnte diese Strafe auch der Baronin, weil sie ihn so leicht aufgegeben hatte.

Als sie endlich den See erreichten, herrschte am Ufer desselben die größte Aufregung. Auf den durch den Sturm bewegten Wogen desselben trieb ein kleiner Kahn. Zwei junge Mädchen und ein junger Mann saßen in demselben, und dieser, des Ruderns unkundig, hatte jede Gewalt über das schwache Fahrzeug verloren. Ein Ruder war ihm entfallen, mit dem andern war er nicht im Stande, den Kahn zu lenken. Die Wellen schlugen in denselben und drohten jeden Augenblick ihn umzuwerfen. Bange Hilferufe drangen an das Ufer, wo Hunderte rathlos standen, denn kein zweiter Kahn war vorhanden, um den Gefährdeten zu Hilfe zu eilen.

Kalinka hatte auf den ersten Blick in den Bedrohten Marie, deren Freundin und den Bruder derselben erkannt.

Die Baronin nahm an den Unglücklichen den lebhaftesten Antheil.

„Sie müssen gerettet werden,“ sprach sie, und laut rief Tilly den Umstehenden zu:

„Rettet — rettet! Einen Kahn — ein Boot!“

„Es ist empörend, daß Niemand den Unglücklichen zu Hilfe eilt!“ wandte er sich mit lauter Stimme an die Baronin, obschon er selbst nicht das Geringste zur Rettung that.

„Wenn ich nur einen Kahn hätte — ich würde wahrhaftig nicht zögern,“ fuhr er laut fort und brüstete sich mit seinem Muthe.

Ein Kahn war freilich nicht zur Hand, sonst würde derselbe längst von anderen entschlossenen Männern benutzt sein.

Immer schwerer kämpfte das kleine Fahrzeug mit den Wellen, hilfeflehend streckten die beiden unglücklichen Mädchen die Arme dem Ufer entgegen. Da tönte ein gellender Schrei durch die Luft hin, der Kahn war umgeworfen.

„Allmächtiger Gott' Hilfe — Hilfe!“ hallte es aus mehr denn hundert Kehlen am Ufer wieder.

„Rettet — rettet!“ übertönte Tilly's Stimme all diese Rufe.

Die beiden jungen Mädchen hatten den umgeworfenen Kahn erfaßt und hielten sich daran fest. Wie lange? Sie waren verloren, wenn ihnen keine Hilfe gebracht wurde.

„Herr Lieutenant, Ihre frühere Flamme, Marie Soltau, ist in Gefahr, wollen Sie dieselbe nicht retten? Sie sind ja ein vorzüglicher Schwimmer!“ sprach

Kalinka zu Tilly, laut genug, daß die Baronin es hören mußte.

„Retten Sie selbst!“ entgegnete Tilly ärgerlich.

„Es würde bei mir dieser Mahnung nicht bedürfen, wenn ich schwimmen könnte,“ gab Kalinka zur Antwort. „Sie haben sich oft Ihrer Fertigkeit und Ausdauer im Schwimmen gerühmt!“

„Retten Sie!“ wandte sich die Baronin an den Lieutenant.

„Gnädige Frau — es ist unmöglich! Es wäre Wahnsinn!“ stotterte Tilly verlegen. „Lächerlich, hier kann der beste Schwimmer keine Rettung bringen! Wäre es möglich, so würde ich keine Sekunde zögern! Ich behaupte, absolut unmöglich!“

In diesem Augenblicke drängten sich in unmittelbarer Nähe der Baronin zwei Männer durch die Umstehenden. Es waren Doktor Albrecht Rüling und Hermann, die soeben von einem Spaziergange im Walde zurückkehrten. Sie sahen die Gefahr der beiden unglücklichen Mädchen und hörten den Namen derselben. Schnell entschlossen warf Hermann den Hut und Rock von sich.

„Hermann, was willst Du beginnen?“ rief sein Vater und suchte ihn zurückzuhalten.

„Die Unglücklichen retten!“

„Es ist unmöglich!“

„Ich werde es wenigstens versuchen,“ gab Hermann

zur Antwort, befreite sich von der Hand seines Vaters und stürzte sich in das Wasser.

Ein Ruf der Bewunderung entrang sich fast jedem Munde, dann herrschte ringsum ein ängstliches Schweigen, denn nicht ohne Besorgniß blickten Aller Augen auf den kühnen Schwimmer, der muthig mit den Wellen rang. Reichten seine Kräfte aus? Wurde er nicht vielleicht selbst ein Opfer seines kühnen Versuches? Wiederholt stürzten die Wellen über ihn hinweg und entzogen ihn für eine Sekunde den Blicken, dann tauchte sein Kopf stets wieder empor.

„Wer ist der Muthige?“ wandte sich die Baronin mit halblauter Frage an Tilly. Dieser zog die Schultern ein wenig in die Höhe und entgegnete: „Hermann Rüling.“

„Ihr Gegner?“

Tilly schwieg.

„Herr Lieutenant, nun dürfen Sie mir nicht wieder sagen, daß er nicht den Muth besessen habe, das Duell anzunehmen,“ fuhr Charlotte fort.

Wieder zuckte Tilly mit der Achsel.

„Es gehört mehr dazu, sich vor den Lauf eines Pistols zu stellen,“ bemerkte er.

„Tilly, ist das Ihr Ernst?“ fiel Kalinka mit spöttischem Tone ein. „Ich würde mich lieber hundert Mal vor den Lauf Ihres Pistols stellen! Dies ist die muthige That eines Mannes, der für einen edlen

Zweck sein Leben einsetzt. Das macht ihm von Tausenden nicht Einer nach! Weshalb haben Sie es nicht gewagt?"

„Geschmacksache! Lächerlich!" entgegnete Tilly.

Die Baronin stimmte Kalinka offen bei.

„Man muß auch seinem Gegner Gerechtigkeit widerfahren lassen," fügte sie hinzu und wandte sich unwillig von dem Lieutenant ab.

Kalinka hätte aufjauchzen mögen, während Tilly die Lippen aufeinander preßte und halb spöttisch, halb verlegen lächelte.

Der muthige Schwimmer hatte sich immer mehr dem Kahne genähert, fast hatte er ihn erreicht, als Marie die Kräfte verließen; sie sank. Schnell tauchte er unter und wenige Augenblicke später erschien er mit der Geretteten wieder an der Oberfläche und erfaßte den Kahn als Stütze.

Ein hundertstimmiger Ruf der Freude und Bewunderung wurde vom Ufer laut.

Hermann hielt die Gerettete, welche das Bewußtsein verloren hatte, mit der linken Hand über Wasser, mit der Rechten hatte er den Kahn erfaßt und versuchte schwimmend denselben dem Ufer zuzutreiben. Das andere unglückliche Mädchen hatte sich krampfhaft an dem umgeworfenen Fahrzeuge festgeklammert.

Hermann's Bemühen schien zu gelingen, denn mehr und mehr näherte er sich dem Ufer, wo zahlreiche

Männer mit langen Stangen und Seilen bereitstanden, um ihm zu helfen, sobald es möglich war.

Einer geschickten, kräftigen Hand gelang es endlich, ein Seil so glücklich zu werfen, daß das Ende desselben über den Kahn hinflog. Hermann erfaßte es, und nun waren mehr denn hundert Hände bereit, an dem Seile zu ziehen. Jeder wollte an dem Rettungswerke einen geringen Antheil haben.

„Gnädige Frau, nun ist ja keine Gefahr mehr vorhanden, wollen Sie dem peinlichen Schauspiele noch länger beiwohnen?“ wandte sich Tilly, als ob das Ganze ihn langweile, an die Baronin.

„Ich bleibe!“ lautete die kurze und unwillige Antwort.

Der Kahn langte am Ufer an. Wohl zwanzig Männer sprangen in das Wasser, um die Geretteten in Sicherheit zu bringen.

Dr. Rüling stürzte auf seinen Sohn zu, er umfing ihn mit beiden Armen. Hermann, dessen Kräfte bis dahin ausgehalten hatten, brach ohnmächtig in den Armen seines Vaters zusammen.

Die Baronin eilte zu Marie Soltau. Und es war nicht Neugierde allein, die kennen zu lernen, welche für Tilly so verhängnißvoll geworden war, sie war bemüht, der völlig Erschöpften beizustehen. Bereitwillig bot sie ihren Wagen zur Heimfahrt an,

aber Dr. Rüling hatte bereits Sorge getragen, daß Marie und deren Freundin mit ihm fahre.

Die Freude über die Rettung der beiden Mädchen drängte die Bestürzung über den Tod des jungen Mannes zurück. Wohin Tilly sich wandte, hörte er Ausdrücke der Bewunderung über Hermann's muthige That. Er ärgerte sich darüber.

„Kalinka, wir wollen heimkehren," sprach er zu dem Maler. „Es ist lächerlich! Ein General, der eine Schlacht gewonnen hat, kann nicht mehr bewundert werden, als der Mensch — der Referendar, weil er zwei Mädchen aus dem Wasser gezogen!"

„Es ist vielleicht auch leichter eine Schlacht zu gewinnen," entgegnete Kalinka. „Sie hätten dieselbe Bewunderung sich erringen können und den Dank der Geretteten obendrein, weshalb haben Sie die Gelegenheit nicht benutzt! Sie haben Ihren eigenen Gegner zu einem glänzenden Siege verholfen!"

„Fahren Sie mit heim?" unterbrach ihn der Lieutenant ungeduldig.

„Noch nicht."

„Dann fahre ich allein!"

„Wie Sie wünschen — ich bleibe noch."

Ohne Gruß wandte Tilly ihm den Rücken. Er war wüthend auf den Maler und die Baronin, auf Hermann, auf die beiden Geretteten, auf alle Anwesenden, weil sie dem Referendar wie einen Held priesen!

Wie Nadelstiche hatte ihn jedes Wort des Malers getroffen. Er hätte die Bewunderung Aller erringen können, wenn er Lust gehabt hätte, sein Leben zu wagen. Wenn wenigstens der Referendar ertrunken wäre, dann hätte er doch Recht gehabt, daß es unmöglich sei, die beiden Mädchen zu retten.

Er kehrte allein zur Stadt zurück.

Kalinka hatte ihn fortfahren sehen, dann trat er zu der Baronin.

„Wo ist Ihr Freund?“ fragte Charlotte.

„Heimgefahren; die Anerkennung, welche sein Gegner sich errungen, ärgert ihn zu sehr.“

„Sollte er so kleinlich sein?“ warf die Baronin ein.

„Er hat es mir selbst gestanden. Der junge Rüling hat allerdings in glänzender Weise dargethan, daß es ihm nicht an Muth fehlt. Ich habe nie daran gezweifelt, denn ein Feigling vertritt seine Ueberzeugung nicht in so entschiedener Weise.“

Die Baronin schwieg, dieselbe Ansicht hatte sich auch ihr aufgedrängt.

„Wie werden Sie zur Stadt gelangen?“ fragte sie dann.

„Auf meinen Beinen,“ gab Kalinka lachend zur Antwort.

„Wollen Sie mit mir fahren?“

„Mit Vergnügen,“ entgegnete der Maler, sich dankend verbeugend. Er hatte erreicht, was er beabsichtigt.

„Wir wollen noch etwas warten — die Luft hat sich abgekühlt, der Abend wird doppelt schön werden," fuhr Charlotte fort, indem sie mit Kalinka einen nahen Waldweg einschlug. „Die Gerettete ist ein hübsches Mädchen, aber Tilly scheint sich für sie nicht mehr zu interessiren."

„Wir begegneten ihr auf der Herfahrt, da fand er sie schöner denn je!"

„Schön ist sie nicht," bemerkte die Baronin.

„Gewiß nicht," versicherte der Maler, „aber Tilly findet sie schön und spricht mit Begeisterung von ihr!"

„Ich hätte ihm mehr Geschmack zugetraut!"

„Er hätte wenigstens Gelegenheit genug gehabt, seinen Geschmack an einem anderen Vorbilde zu bilden."

„Kommen Sie, kommen Sie!" unterbrach ihn die Baronin, indem sie schnell weiter eilte. „Sie fangen an zu schmeicheln und das bin ich nicht von Ihnen gewöhnt!"

„Wenn die Wahrheit eine Schmeichelei ist, dann habe ich immer geschmeichelt."

„Wenn Tilly das Mädchen wirklich liebt, weshalb hat er nicht den Versuch gemacht, sie zu retten?" fuhr die Baronin fort.

Kalinka zog langsam die Schultern in die Höhe, ohne zu antworten.

„Sie wollen meiner Frage ausweichen."

„Nein. Der Versuch war nicht ohne Gefahr, es gehörte eine große Unerschrockenheit dazu, ihn zu wagen.“

„Die trauen Sie Ihrem Freunde nicht zu?“

„Nein.“

„Kommen Sie, wir wollen nun heimkehren!“

Kalinka folgte der Baronin, ohne zu wissen, wie sie seine Worte aufgefaßt hatte.

Druck von Brückner & Niemann in Leipzig.

Mit den Waffen

Bd.: 2.

1885